Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

In drei Büchern.

Erstes Buch:

Schiller's Lehrjahre.

1759 — 1782.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

Vorrede.

Es ist ein Lieblingswunsch meiner Jugend gewesen, die Lebensgeschichte des großen Mannes zu schreiben, welcher als ein Leitstern stätig ob den Wirrsalen meines Daseins geleuchtet hat. Ich wurde frühe gewöhnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu demselben aufzublicken. In meinem väterlichen Hause gab es ein hochgeschätztes braungebundenes Buch, eine der ersten Ausgaben von Schiller's Gedichtsammlung, und oft sah ich dasselbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner theuren Mutter, in Händen, welche tagüber unermüdlich mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad sich abgemüht hatten. Noch steht mir die Stunde frisch im Gedächtniß, wo ich am Abend eines Sommersonntags mit der Unvergeßlichen unter dem alten Apfelbaum vor dem Hause saß, während die Sonne rothglühend hinter dem Scheitel des Hohenstaufens hinabsank. Da las sie dem von schwerer Krankheit genesenden Knaben die schöne, ihren frommen Sinn besonders anmuthende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, so gut sie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war meine erste Bekanntschaft mit dem großen Dichter und der damals empfangene tiefe Eindruck ist geblieben.

Die dunkle Ahnung des Knaben von Schiller's Größe wurde in dem Jüngling zu begeisterter Vorliebe, welche mich schon in Studentenjahren nach Materialien zu einer Biographie des Dichters umschauen machte. Aber mancherlei innerliche und äußerliche Umstände, deren Erwähnung nicht hieher gehört, ließen erst den gereifteren Mann, welcher die ganze Bedeutung Schiller's für Gegenwart und Zukunft verstehen gelernt hatte, zur Ausführung eines langgehegten Vorhabens kommen. Zwar konnte der Versuch überflüssig erscheinen, nachdem Karoline von Wolzogen, Gustav Schwab und der Schotte Carlyle ihre Lebensbeschreibungen des Dichters veröffentlicht hatten und nachdem vollends das bekannte umfangreiche — nachmals in der kleineren Ausgabe durch Heinrich Viehoff mannigfach berichtigte — Buch von Karl Hoffmeister erschienen war. Allein die Betrachtung, daß, unbeschadet der großen Verdienste, welche den genannten Biographieen Schiller's jeder in ihrer Art zuerkannt werden müssen, eine wirkliche und wahrhafte Lebensgeschichte des Dichters erst möglich geworden, nachdem der Schiller-Körner'sche Briefwechsel (1847), sowie die vervollständigte Ausgabe des Schiller-Göthe'schen (1856) und das einzig-schöne Buch „Schiller und Lotte" (1856), worin Schiller's Tochter, Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm, die Correspondenz ihres Vaters mit den Schwestern von Lengefeld großsinnig in der ursprünglichen Form mittheilte, erschienen waren, — diese Betrachtung ließ mich mit neuem Muth einen alten Plan wieder aufnehmen. Auch anderweitig war die Quellensammlung zu einer Biographie Schiller's inzwischen wesent-

lich bereichert worden. So, beispielsweise zu reden, durch das fleißige documentarische von Maltzahn herausgegebene Buch des zu frühe hingegangenen Boas über Schiller's Jugendjahre, durch den „Literarischen Nachlaß" Karoline's von Wolzogen, die Memoiren Ludwig's von Wolzogen, die Erinnerungen der Henriette Herz und eine ganze Reihe von gedruckten Briefsammlungen aus der classischen Zeit unserer Literatur. Weiter will ich mich über den literarischen Apparat meines Unternehmens hier um so weniger auslassen als die „Belege und Erläuterungen", auf welche im Texte fortwährend verwiesen ist, die benützten Quellen und Hülfsmittel überall gewissenhaft nachweisen. Tiefer eindringenden Lesern dürfte dieser Anhang zu meiner Schrift manchen nicht unwillkommenen Wink geben.

Nach vieljähriger, oft unterbrochener und wieder angeknüpfter Vorbereitung an die Arbeit gegangen, theilte ich beim Herannahen der Säcularfeier von Schiller's Geburt meinem Freund und Verleger mit, es sei dies wohl der passendste Zeitpunkt für das Erscheinen meines Buches. Er ging mit Feuereifer auf meine Ansicht ein und wollte, daß die neue Lebensgeschichte des Dichters zugleich eine Jubelschrift, daß sie auch in ihrem Aeußeren eine Huldigung sei, nicht ganz unwürdig, dem Unsterblichen dargebracht zu werden, welchem die deutsche Nation, welchem die Menschheit eine nie abzutragende Summe des Dankes schuldet. Mit einer Mühwaltung, die kein Opfer scheute, wurde eine Prachtausgabe meines Buches hergestellt, die sich zur Zeit bereits in den Händen der Besteller befinden muß. Es schien aber räth-

lich, zugleich eine billige Volksausgabe des Textes zu veranstalten, und diese liegt hier vor.

Die Veröffentlichung von Palleske's Schrift über Schiller's Leben und Werke, von welcher ich zeither viel Rühmliches hörte, hätte das Unternehmen, abermals mit einer Biographie des Dichters hervorzutreten, bedenklich erscheinen lassen können, falls ein solches Bedenken nicht zu spät gekommen wäre, um noch irgend einen Einfluß zu üben. Als der erste Band von Palleske's Buch im Sommer 1858 erschien, befand sich die Handschrift des meinigen druckfertig in den Händen des Verlegers und waren die Künstler, welche die Zeichnungen zur Prachtausgabe übernommen hatten, bereits in voller Thätigkeit begriffen.

Meine Arbeit beansprucht Selbstständigkeit der Forschung, des Urtheils und der Form. Der Standpunkt, von welchem ich ausging, war weniger der literarhistorische als vielmehr der kulturgeschichtliche. Ich wollte keine Aesthetik der Werke unseres Dichters schreiben, wie sie ja schon Karl Grün im Ganzen und fast unzählige Andere im Einzelnen geschrieben haben, und darum ist der kritischen Analyse von Schiller's Dichtungen nur so viel Raum gegeben als sich mit meinem Plane vertrug. Dieser war, ein Lebensbild Schiller's und seiner Zeit zu liefern. Gervinus hat uns den Weg gezeigt, auf welchem die Literargeschichte zur Kultur- und Sittenhistorie sich erweitert, und auf diesem Wege bin ich vorgegangen, indem ich versuchte, innerhalb eines nicht allzu weit gespannten Rahmens ein treues Gemälde jener Epoche zu entwerfen und auszuführen, auf welche, allen ihren Schatten

zum Trotz, kein Deutscher zurückblicken kann, ohne daß ihm gerechter Stolz die Brust schwellte. Um mit einem Worte meine Absicht ins Klare zu setzen, wage ich zu sagen, daß ich ein biographisches Kunstwerk schaffen wollte. Eine unbefangene Kritik mag entscheiden, inwieweit das Können dem Wollen entsprochen habe.

Während ich, heimatsfern, im Februar d. J. die Vorrede zu der Prachtausgabe meiner Arbeit schrieb, sah ich drohendes Gewölk an des Vaterlandes Gränzmarken aufsteigen. Ich äußerte dort: Täuschen die Zeichen nicht, wird Deutschland binnen Kurzem wieder eine große Prüfung zu bestehen haben. Möge dann kein Herz und kein Arm vaterländischem Dienste sich versagen! Oder sollten alle die ernsten Lehren unserer Geschichte für uns verloren sein? Sollten unsere edelsten Geister umsonst gearbeitet, gelitten und gestritten haben? Sollte Deutschland nie werden, was es werden kann, werden muß, sobald es thatkräftig will, der Hort des Rechtes, der Freiheit und des Friedens der Welt? Ich mag diese Vorrede nicht mit trüben Ahnungen schließen, ich will nicht glauben, daß irgend ein Deutscher sich so weit erniedrigen könnte, zu wollen, daß die Zeiten des Rheinbundes, die Tage von Austerlitz, Jena und Tilsit wiederkehrten. Damals, ach, wurde die Mahnung überhört, die unser großer Dichter und Seher als ein prophetisches Vermächtniß auf Attinghausen's Lippen gelegt hatte. Tausendmal sind die goldenen Worte wiederholt worden, aber nicht oft genug kann man jedem Deutschen jeden Standes zurufen: —

Die angebor'nen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
Drum haltet fest zusammen, fest und ewig,
Seid einig, einig, einig!

Heute hat diese Mahnung noch ein ganz anderes Schwergewicht als vor fünf Monaten. Denn das alte deutsche Erbübel, daß jeder Deutsche sein eigenes politisches System, und zwar ein unfehlbares, zu haben und haben zu müssen glaubt, regt sich wieder bedrohlich und das zu einer Zeit, wo es heißt: Offene oder schlechtverkappte Feinde ringsum! und wo es auch dem Blödsichtigsten klar sein sollte, sein muß, daß wir uns schlechterdings nur auf uns selbst verlassen können....

Möge der Genius des Vaterlandes wach sein!

Winterthur, Mitte Juni's 1859.

Dr. J. Scherr.

Einleitung.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Aus dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, von wesentlich lyrischen Elementen durchdrungen, entsprangen die staunenswerthesten Erscheinungen des Friedens und des Krieges, Heroen und Gesetzgeber, Weise und Poeten, Musiker und Bildhauer, hohe und herrliche Menschen. Diese Zeit war ein schöner Dithyrambus auf die Menschheit.

Gregorovius.

Einem großen und guten Manne, dem geliebtesten der vaterländischen Heroen versuche ich ein Denkmal aufzurichten, — ein Denkmal dankbarer Ehrfurcht, aber auch geschichtlicher Treue und Wahrhaftigkeit. Blinde Bewunderung, sklavische Vergötterung liegen mir ferne; denn ich fühle, daß Wahrheit der einzige Maßstab ist, welcher an wirkliche Größe gelegt werden darf. Der gemachten mag Wohldienerei frommen, die echte wird dadurch erniedrigt. Wo eitle Ansprüche die Untersuchung scheuen und um Schonung bitten, verlangt das Verdienst nur Gerechtigkeit. Wenige, sehr wenige Gestalten der Geschichte haben so geringe Ursache, wie Friedrich Schiller, die tageshelle Beleuchtung zu fürchten. An dieser erlauchten Erscheinung treten die Schatten nur hervor, um deutlicher zu zeigen, wie lauter und mächtig das von ihr ausgehende Licht sei, und auch der strengste Richter wird zuletzt voll

Pietät und Rührung diese von Leiden niedergebeugte und dennoch bis ans Ende von himmlischer Begeisterung stralende Stirne bekränzen.

So werde ich, gestützt auf vieljährige, liebevolle Prüfung der Acten, erzählen, wie Schiller gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, was er gewollt und vollbracht hat, wie seine Zeit ihn und wie er seine Zeit bewegte, wie er aus den chaotischen Regionen titanischer Empörung zu den Aetherhöhen reiner und maßvoller Schönheit sich hinaufkämpfte, um dem Genius des Dichters die Würde des Völkerlehrers und Propheten zu vermählen, seine Sendung, die Herzen zu trösten, die Geister zu adeln, die Seelen zu lösen von der „Angst des Irdischen“ und vermittelst der Kunst die Menschen zu sittlich-freier Würde zu erziehen, bis zum letzten Hauch erfüllend, — und wie er endlich — ein schönes Wort Göthe's über den großen Freund zu wiederholen — vom Gipfel seines Daseins zu den Seligen emporgestiegen.

Der Künstler, welcher ein historisches Bild malt, hat Sorge zu tragen, daß die Hauptfigur seines Gemäldes klar und bestimmt vom Hintergrunde sich abhebe. Aber des letzteren kann er zur Gesammtwirkung nicht entbehren, und wenn es ihm erlaubt, ja geboten ist, denselben mehr nur skizzenhaft zu halten, so muß er doch darauf achten, keinen wesentlichen Zug zu vernachlässigen, welcher den Zusammenhang des Helden mit seiner Zeit veranschaulichen mag. Ebenso wird der Bildhauer bei Aufrichtung einer geschichtlichen Statue darauf bedacht sein, diese, wo immer möglich, so zu stellen, daß die architektonische Umgebung gleichsam eine historische Folie des Standbildes abgibt.

In Anwendung von diesem auf die Pflicht des Biographen liegt mir zuvörderst ob, die Umrisse des Bildes zu entwerfen, dessen Mittelpunkt Schiller sein wird, oder, mit andern Worten, den Hintergrund zu zeichnen, aus welchem die theure Gestalt plastisch vortreten soll. Große Geister sind freilich „die Zeit-

genossen aller Zeiten", allein ihr Werden und Wirken, ihr Thun und Lassen, ihre Tugenden und Schwächen, ihre Arbeiten und Triumphe, ihr Leid und ihre Lust, ihr ganzes Sein und Gehaben — das Alles kann nur volles Verständniß und volle Würdigung finden, wenn stets im Auge behalten wird, welche Förderung das eigene Zeitalter ihnen angedeihen ließ und welche Hindernisse ihnen dasselbe entgegengestellt hat. Ich werde demnach auf den nächstfolgenden Seiten den kultur- und sittengeschichtlichen Charakter des 18. Jahrhunderts skizziren. Mit diesem Wort ist gesagt, daß es dabei nicht auf Detailschilderung abgesehen sei. Wo aber solche der Leser in dieser Skizze vermissen sollte, darf er sicher sein, daß der hier bloß berührte Gegenstand in den folgenden Abschnitten an passender Stelle seine weitere Ausführung finden werde. Zunächst handelt es sich nur darum, den Hintergrund des Bildes mit flüchtigen Linien zu umschreiben und mit gedämpften Farben zu untermalen.

1.

Wie das Meer, so hat auch die Geschichte der Menschheit ihre Flut und Ebbe: nur bemessen sich hier die Zwischenräume nicht wie dort nach Stunden, sondern nach Jahrhunderten. Auf Zeiten, wo die Völker, wie mit schlafender Seele, zwischen der gemeinen Sorge um des Lebens Nothdurft und dem grobsinnlichen Genuß ein dumpfes Dasein hinfristen, folgen Epochen, wo der prometheische Funke in den Menschen aufs Neue aufglüht, wo ihre Pulse frischlebendig allem Großen und Schönen entgegenschlagen und ihre Brust mit Entzücken das Fluidum der Begeisterung trinkt, welches die gesellschaftliche Atmosphäre durchzieht. In solchen Flutzeiten, wo freilich mit der edelsten Leidenschaft nur allzuhäufig die gemeinsten Affecte sich verbinden, wird der Mensch im Guten wie im Bösen über das normale Maß

seines Vermögens, ja seines Wollens hinausgerissen. Da treibt mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Springflut die Nationen ein dämonischer Trieb vorwärts. In solchen Perioden werden Staaten errichtet oder zertrümmert, werden Fesseln zerbrochen und Bastillen zerstört. Die Erde erdröhnt von Waffen, denn die mächtigsten Gedanken einer Zeit streben gewaltsam nach Verwirklichung. Unter ungeheuren Wehen ringt sich ein großer Zukunftsgedanke aus dem Mutterschooße der Gegenwart und greift mit zwingender Macht von den höchsten Höhen der Gesellschaft bis in die tiefsten Niederungen hinab oder umgekehrt. Hat er aber dem Zeitalter sein Gepräge aufgedrückt, so ist seine Mission erfüllt. An die Stelle erbitterten Kampfes tritt die schlaffe Gewöhnung. Der Mensch lebt sich in die neuen Zustände ein, als müßten sie ewig dauern, als müßte der irdischen Dinge rastloser Wechsel endlich für immer zur Ruhe gekommen sein. Also herrscht nach der Flut die Ebbe in der moralischen Welt, bis wieder ein neuer Anstoß zur Bewegung dieser conservirenden oder reagirenden „Kraft der Trägheit" ein Ziel setzt und neue schicksalsmächtige Ideen — erst von ferne mit lindem Säuseln sich ankündigend, dann mälig und mälig zum tosenden Gewitter anschwellend — einen vermorschten Gesellschaftsbau vor sich niederwerfen und auf den Trümmern ausgelebter Formen eine frische Saat der Zeit aufgrünen lassen.

Dessen zur Bestätigung sehen wir, vom Alterthum zu schweigen, im 12. und 13. Jahrhundert die Gedanken, welche den Ideengehalt des Mittelalters ausmachten, in ihrer Vollreife thätig und mächtig. Die Ausbildung des Lehenstaates einerseits, die Entscheidung des Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum zu Ungunsten des ersteren anderseits, bezeichnen nach der politischen Richtung hin die Triumphe damaliger Anschauungen. Das religiöse Dichten und Trachten des Mittelalters erreicht in den Kreuzzügen mit ihren furchtbaren Zwischenspielen — Geißlerfahrten,

Judenschlachten, Albigenserkriegen — seinen Gipfel- und Glanzpunkt. Und wie auf dem realen Gebiete, so findet zur angegebenen Zeit die mittelalterliche Idee auch auf dem idealen ihre größtmögliche Verwirklichung. Die gothische Architektur beginnt ihre frommen Riesenbauten, in welchen der christkatholische Gedanke am vollständigsten zur sinnlichen Erscheinung kommt. Die Troubadours der Provence und die Trouvères Nordfrankreichs stiften jene romantische Poesie, welche dann unsere deutschen Epiker und Lyriker der Hohenstaufenzeit zur Vollendung führen. Durch Thomas von Aquino wird die auf das katholische Dogma basirte Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, zum Abschluß gebracht und endlich faßt der Genius von Dante Alighieri in dem Focus seiner Göttlichen Komödie alle Seiten der mittelalterlichen Weltanschauung zu einer Einheit zusammen, in Zügen, „wie sie der Blitz in Felsen schreibt.“

Aber von dieser Höhe welcher Sturz in den Sumpf des 14. Jahrhunderts! Da entartet Alles. Die romantischen Typen des Mittelalters werden zu grotesken Verzerrungen, die Sitte wird zur Unsitte, das Ritterthum zum Räuberthum und eine plumpe Zuchtlosigkeit zieht alle Stände und Geschlechter in ihren Strudel. Der lange Verwesungsprozeß der mittelalterlichen Lebensformen setzt sich dann im 15. Jahrhundert fort, bis Kirche, Staat, Gesellschaft ganz offenkundigem Marasmus verfallen sind. Doch jetzt ist die Zeit der Ebbe wieder zu Ende: in den letzten Jahrzehnten des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts rauschen die Wogen einer weltgeschichtlichen Flut reinigend über die verschlammten Länder hin. Die große Wiederherstellung der Wissenschaften hebt an, sobald die erneuerte Bekanntschaft mit der antiken Bildung, die Wiedererweckung der classischen Studien, als das Morgenroth eines neuen Geistestages aus Italien über die Alpen herüberleuchtet. In die dumpfe Nacht nordischer Mönchenrei dringen die Sonnenpfeile eines lebensfreudigen Humanismus.

Nun wird es der Menschheit zu eng in dem mittelalterlichen Dogmengehäuse: ihre Glieder dehnend sprengt sie es und strebt allwärts nach Luft, Licht und Bewegung. Was die Weisen aller Zeiten gedacht, was die Dichter ersonnen, die besten Resultate einer vieltausendjährigen Kulturarbeit — Guttenberg's glorreiche Erfindung macht sie allmälig zum Gemeingut der Menschheit. Der erste Karthaunenschuß, welchen abzufeuern die Entdeckung des „Schwarzkünstlers" Berthold Schwarz möglich macht, ist das Signal zur anhebenden Zerstörung der Feudaltyrannei. Gioja gibt den Seefahrern den Kompaß, den sichern Wegweiser in der Wasserwüste des Ozeans, und alsbald rückt eine Heroenschaar moderner Argonauten — Diaz, Gama, Colon, Magelhaens — die Gränzen der Erde in vorher kaumgeahnte Fernen hinaus, während Kopernikus, Galilei und Kepler die Vorstellungen vom Weltgebäude auf ganz neue Grundlagen stellen, die Sonne als die Weltleuchte „in die Mitte des schönen Naturtempels auf einen königlichen Thron setzen, von welchem aus sie die ganze Familie der kreisenden Gestirne lenkt," und es durch ihre Findungen ihrem Nachfolger Newton ermöglichen, das „Spiel und den Zusammenhang der innern, treibenden und erhaltenden Kräfte" zu erkennen und zu enthüllen.

Die humanistischen Studien, in Deutschland mit dem Ernst und der Wärme einer Herzenssache betrieben, brachten den Geist religiöser Opposition zur Reife, welcher schon während des Mittelalters in den deutschen Mystikern sich bethätigt hatte. Die philologische Polemik eines Reuchlin und Erasmus wurde durch Hutten zur nationalen erhoben. Alle Classen des deutschen Volkes, bis zum leibeigenen Bauer herab, waren ergriffen und getrieben von dem Verjüngungshauch, welcher durch die Zeit ging. Da schritt zu Wittenberg der beherzte Mönch aus seiner Zelle hervor und machte den Gedanken der Reformation zur That. Aber der große Reformator besaß wohl gesunden Menschen-

verstand und Muth genug, die beleidigte Natur an den Mönchsgelübden zu rächen, nicht aber Genie und Weltkenntniß genug, die patriotischen Hoffnungen und Entwürfe seiner besten Zeitgenossen staatsmännisch zum Ziele zu führen. In Luther's theologischer Beschränkung lag der Keim des Unglücks, daß die Reformation gerade in ihren besten Tendenzen scheiterte, um so entschiedener scheiterte, als die leider gleichzeitig eingetretene Hispanisirung des Hauses Habsburg an entscheidender Stelle das Verständniß der reformatorischen Ideen verwehrte. So gewann unser Vaterland, statt der gehofften kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Wiedergeburt, nur die kirchliche Spaltung, womit die Einheit des deutschen Reiches nach innen und seine Weltstellung nach außen vernichtet war. Andere Völker, vor allen das englische, ernteten, wie das herkömmliches deutsches Geschick ist, von unseren Anstrengungen die Früchte. Aber wenn auch keiner der vaterländischen „Blüthenträume" reifte, welche die edle Leidenschaft eines Hutten beim Beginn der reformatorischen Bewegung geträumt hatte, dennoch wird diese Epoche ihren Rang als eine der emanzipativsten in der Weltgeschichte behaupten. Der große Bruch mit dem System des Mittelalters war erfolgt. Der bloß mechanischen und äußerlichen Autorität trat der innere freie Trieb des Menschen, dem starren Dogma die sittliche Selbstbestimmung der Persönlichkeit, der todten Werkheiligkeit der lebendige Glaube gegenüber. Die freie Forschung war begründet. Noch schüchtern zwar und ungelenk begann die Vernunft ihrer Souverainetät sich bewußt zu werden; aber doch schon übte sie im Stillen ihre Kraft, um später Schritt für Schritt zur Erkenntniß und Verkündigung der Menschenrechte vorzuschreiten. Von der Reformationszeit datirt der Kampf der zwei großen Prinzipien, welcher seither der eigentliche Motor der geschichtlichen Entwicklung gewesen ist, — der Kampf des germanischen Prinzips der Autonomie mit dem romanischen der Autorität.

Das 17. Jahrhundert brachte zunächst den großen romanischen Rückschlag. Die römische Kirche, vermittelst des Jesuitismus restaurirt, erhob sich kriegerisch gegen das Vordringen des Protestantismus. Es trat da eine jener Perioden ein, bei deren Betrachtung der Historiker alle Kraft seines Glaubens an den Genius der Menschheit aufbieten muß, um nicht an dieser zu verzweifeln. Ein Krieg von fast beispielloser Dauer und Zerstörungswuth wurde auf deutschem Boden ausgefochten. Er verminderte die Bevölkerung unseres Landes um drei Viertheile, warf die Städte in Ruinen, machte die Dörfer zur Heimat der Wölfe, ganze Landschaften zu Einöden und endete, nachdem er die gesammte deutsche Kultur in Frage gestellt, mit einem Friedensschluß voll Unheil und Schmach. Zur Zeit unserer großen Kaiserdynastieen die herrschende Großmacht, zur Reformationszeit die leitende Geistesmacht des Erdtheils, sank Deutschland im 17. Jahrhundert nicht nur zu politischer Nullität, sondern auch zur geistigen Sklaverei herab. Das Lutherthum und der Calvinismus waren in dieser unseligen Zeit zu seelenloser Kleinmeisterei erstarrt, mit kläglichstem Schulgezänk die Gemüther einengend und verbitternd, vom nationalen Leben losgelöst, hierarchisch unduldsam nach unten, unglaublich nachgiebig nach oben. Mit der Kanzel wetteiferte an Unersprießlichkeit, Kleingeist, Engherzigkeit und Servilität die Kathedra. Das offizielle gelehrte Wesen von damals war eitel Barbarei. Die Dialektik des Aberwitzes, welche von den Theologen und Juristen beider Confessionen zu Gunsten der Hexenprozeduren entwickelt wurde, liefert den schrecklichen Beweis hiefür. Die Pedanterei ging ins Ungeheuerliche: — ein Professor zu Tübingen brauchte z. B. volle fünfundzwanzig Jahre (1624—1649), um sein Collegium über den Propheten Jesaia fertig zu bringen. Die Literatur ihrerseits, Sklavin ausländischen Ungeschmacks, widerspiegelte hier die Dürre der Kathederweisheit, dort die sittliche

Verwilderung der Zeit. Doch in Betreff der literarischen Zustände müssen wir, zurückblickend, etwas weiter ausholen.

Das germanische Heidenthum hat uns als Zeugnisse waldursprünglicher Poesie nicht allein jene großartigen nationalen Sagenkreise hinterlassen, welche die Urkunden des Heroenzeitalters unseres Volkes vorstellen, sondern auch einzelne dichterische Gestaltungen dieser Sagen. So das fragmentarische Hildebrandslied, das angelsächsische Beowulfslied und das, freilich erst im 10 Jahrhundert von einem St. Galler Mönch in lateinischen Hexametern niedergeschriebene Lied vom aquitanischen Walther. Diese Gesänge geben ein Bild von germanischer Sinnesweise und Lebensführung zur Zeit der Völkerwanderung. Hier athmet die primitive Kraft und Wildheit eines die weltgeschichtliche Bühne erobernd beschreitenden Volkes. Die römisch-christliche Kultur der karolingischen Epoche bemühte sich, diese urzeitlich-heidnischen Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen. Doch waren dieselben mächtig genug, der berühmten altsächsischen im 9. Jahrhundert gedichteten Evangelienharmonie, der Heliand (Heiland), noch ein ganz nationales Gepräge zu geben, während in der wenige Jahrzehnte später entstandenen oberdeutschen Evangelienharmonie des Weißenburger Mönches Otfrid, der ältesten Kunstdichtung unserer Literatur, die nationalen Anschauungen den christlichen schon völlig untergeordnet sind. An die Stelle dieser geistlichen Dichtung trat in den Zeiten der Kreuzzüge die ritterliche, aus Frankreich, der Heimat des ritterlich-romantischen Ideals, Anregung, Formen und Stoffe holend. Während damals die Dramatik in den kirchlichen Mysterienspielen ihre ersten ungefügen Anläufe nahm, blühten Lyrik und Epik zu reichster Fülle auf. Was jene, den Minnegesang, angeht, so ist freilich nicht zu verschweigen, daß unsere Minnesänger das Feuer und die Energie der provençalischen Troubadours nicht erreichten. Die deutsche Minnedichtung ist im Grunde eine sehr zahme, eintönige, beschränkte. Es fehlt ihr nicht an einzel-

nen innigen Herzenstönen, aber auch nicht an einer starken Beimischung von bettelhaftem Knechtssinn. Der einzige Walther von der Vogelweide erhebt sich zu freieren und höheren Gesichtspunkten und zeigt uns in seinen Liedern, welche sich nicht, wie die seiner Mitsänger, ausschließlich und ermüdend monoton um Minneleid und Minnelust drehen, das Gefühl und den Verstand eines erleuchteten Patrioten. Unter den ritterlich-romantischen Epikern ragen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg weit über die andern hinweg. In Wolfram war ein Genius von außerordentlichem Tiefsinn thätig. Er hat in seinem Gedicht von Parzival den Gralmythus zu einem psychologischen Epos gestaltet, welches man mit Fug die erste große That der deutschen Idealistik nannte. Die Idee dieses merkwürdigen Werkes ist das Verhältniß von Gott und Mensch, von Irdischem und Ewigem. Es will zeigen, wie der Zweifel im Menschen entstehe, wohin er ihn führe und wie er, im christlichen Sinne, überwunden werden könne durch das Mysterium der Erlösung durch Christus. Im ausgeprägten Gegensatze zu Wolfram, welcher die Erde himmelwärts zu heben trachtet, zieht sein Zeitgenosse Gottfried den Himmel zur Erde herab. Es ist Antik-Sinnliches, etwas von Hellenischem in diesem herrlichen Poeten. Er protestirt ausdrücklich gegen Mysticismus und Ascetik und sein Gedicht von Tristan und Isolde, bezaubernd frisch und melodisch, ist wie eine Antecipation Göthe'schen Humanismus und Göthe'scher Anmuth. Zur gleichen Zeit, wo diese Werke geschaffen wurden, wandten sich Dichter von großem, ja größtem Talent pietätsvoll zu den Ueberlieferungen des alteinheimischen Volksgesangs zurück. So entstanden die Sammlungen und Ueberarbeitungen der alten, Jahrhunderte lang durch fahrende Volkssänger gepflegten nationalen Heldenlieder von Sigfrid und dem Nibelungenhort, von Dietrich von Bern und seinen Recken, vom Hünenkönig Etzel, von der Friesenkönigstochter Gudrun, von der Schildjungfrau Brunhild, von Chriemhild und dem Rosengarten

zu Worms. Das Nibelungenlied, in seiner Art das Gewaltigste, was der germanische Geist hervorgebracht, und das Gudrunlied sind die edelsten Gestaltungen dieser Sagen. Die Dichter, welche uns diese Heldengesänge in ihrer jetzigen Form gaben, zollten ihrer Zeit einen redlichen Tribut, indem sie den altheidnischen Riesengestalten christlich-romantische Gewänder anthaten; allein das heidnisch-wilde Muskelspiel der Helden und Heldinnen schiebt diese Gewandung fortwährend bei Seite. Wir stehen da überall auf urzeitlich-germanischem Boden und recht charakteristisch ist es, wenn z. B. im Lied vom Rosengarten der Mönch Ilsan, eine köstliche Figur, seiner Kutte zum Trotz ganz wie ein urwäldlicher Berserker sich gebärdet. Auseinanderzusetzen, wie die ritterlich-romantische Lyrik durch eine zum Theil ganz vortreffliche Lehrdichtung hindurch zuletzt zur elenden Pritschmeisterei, die ritterliche Epik durch breite Epigonenversuche hindurch zur ungeschlachten Prosa der Volksbücher sich abstufte, dazu ist hier kein Raum.

In dem Maße, in welchem während des 14. und 15. Jahrhunderts die Formen der ritterlich-romantischen Poesie zum Gemeinen und Rohen herabsanken, verwitterte auch das Interesse an ihrem Inhalt. Wenigstens unter den gebildeteren Classen der Nation, wo die Entwerthung und Entfremdung der Ueberlieferungen einheimischer Dichtung zu der mehr und mehr sich verbreitenden Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum in genauem Verhältniß stand. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die Literatur eine ganz antikisirende Richtung angenommen, und da die Gelehrten nur lateinisch sprachen und schrieben, so blieb der deutschen Muse nur übrig, beim eigentlichen Volk eine Zuflucht zu suchen. Dort, wo um diese Zeit eine Fülle schönster Volkslieder gedieh, mußte man die deutsche Poesie suchen, weit mehr als in den zwar wohlgemeinten, aber schnörkelhaften Singschulen der städtischen Meistersänger, über deren handwerksmäßige Plattheit nur Meister Hans Sachs vermöge reichen Gemüthes und klaren

Verstandes emporragte. Die humanistische Bewegung wurde für die Literatur erst recht fruchtbar, als ein Mann wie Hutten die Probleme des Reformationszeitalters dem Volke in der deutschen Muttersprache zu vermitteln begann. Dann gab die Luther'sche Bibelübersetzung der Literatur mit einem neuen Inhalt auch die neue Form, deren beste nationalliterarischen Aeußerungen zunächst das protestantische Kirchenlied und die in Fischart gipfelnde reformistische Satire waren. Auch die polemischen Komödieen jener Tage, den derben Ton des reichstädtischen „Fastnachtsspiels“ auf die alte Mysterienbühne verpflanzend, gehören hierher. Das von katholischer wie von protestantischer Seite gleich eifrig geförderte Schulkomödieenspiel hatte zwar seinerseits keine literarischen Resultate, trug aber doch zur Weiterbildung der szenischen Kunst nicht wenig bei.

Im 17. Jahrhundert ist die Lostrennung der Literatur vom Leben vollständig durchgeführt. Das Volk ist von der Betheiligung an jener ganz zurückgetreten: — sogar die sogenannten Volkslieder dieser Zeit sind nur Machwerke der Gelehrten. Diese monopolisiren die Literatur und sie nimmt unter ihren Händen die unerquicklichsten Gestaltungen an. Der Zusammenhang mit den Schätzen und Traditionen der alteinheimischen Literatur war völlig zerrissen: die gelehrten Literatoren wußten Nichts vom nationalen Alterthum, sondern nur vom griechischen und römischen, und zwar vielfach nur durch die umfärbende oder geradezu fälschende Vermittelung der Franzosen und Italiener, welche die Vorbilder einer sklavenhaften und plumpen Nachahmung abgaben. Zwar in den ersten zwei Dezennien des Jahrhunderts hatte noch ein besserer Geist in Deutschland sich zu regen versucht. Ein vaterländisch gesinnter Fürst, Ludwig von Anhalt-Köthen, hatte 1617 die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden gestiftet, welcher einerseits die neuhochdeutsche Mundart als allgemeine Schriftsprache neu befestigte, andererseits darauf

ausging, die von Ausländerei trunkenen höheren Gesellschaftskreise an deutsche Sprache, Bildung und Sitte zu erinnern. Auf solche Bestrebungen gründete dann Opitz seine Wiedererneuerung der nach Inhalt und Form ganz elend gewordenen deutschen Dichtung. Er war ein wohldenkender Patriot, der aber unglücklicher Weise von Poesie keine Ahnung hatte. Deßhalb stellte er als Grundgesetz derselben in seinem berühmten „Buch von der deutschen Poeterey" (1624) die lehrhafte Verständigkeit hin und verwies zur Erfüllung desselben auf die unbedingte Nachahmung der Alten und ihrer modernen Nachahmer. Indessen auch größere Talente und Kräfte vermochten in der ungeheuern Trübsal des inzwischen hereingebrochenen dreißigjährigen Krieges zu keinen bedeutenden Leistungen zu gelangen. So ließ z. B. die schreckliche Zeit den Genius des tief und fein fühlenden Flemming nicht zur Reife kommen und trieb den hochbegabten Andreas Gryph, welcher unter günstigeren Umständen ein Stück deutschen Shakspeare's hätte werden können, in die falschen Geleise einer verzerrten und gräuelhaften Tragik hinein. In Folge der politischen Einflüsse des Auslandes, wie in Folge der Zusammenwürfelung aller Arten von fremden Kriegsvölkern auf deutschem Boden, schien das deutsche Wesen aus seinen Wurzeln gerissen werden zu sollen. Mit einer fast beispiellosen sittlichen Corruption ging ein unerhörtes Verderbniß der Sprache Hand in Hand. In Wahrheit, die Sprache der „Gebildeten" von damals war so bunt und abgeschmackt wie eine Narrenjacke. Vergebens setzten sich ernstere und redlichere Schriftsteller, wie Michel Moscherosch (Philander von Sittenwalt) und der Verfasser des vortrefflichen Sittenromans Simplicissimus, dem moralischen und sprachlichen Unfug entgegen. Die Literatur, in Nachahmung der italischen Seicentisten auf der tiefsten Stufe der Entartung angelangt, war nur noch ein Cultus der Zuchtlosigkeit und Grausamkeit. So finden wir sie in den Werken von zwei Chorführern der zweiten

schlesischen Dichterschule, Hofmannswaldau und Lohenstein. Der Schwulst ihrer Sprache, wie die Lascivität ihrer Anschauungen übersteigen alle Vorstellung. Hätten wir nicht die gedruckten Zeugnisse vor uns, würden wir es geradezu unglaublich finden, was man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland für „galant", für schön, für poetisch, für tragisch hielt.

Man muß jedoch diese verpestete Atmosphäre kennen, um die glorreiche Reinigungsarbeit, welche unsere großen Geister im 18. Jahrhundert vollzogen, in ihrem ganzen Umfange zu verstehen und nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen. Niemals ist unter ungünstigeren Voraussetzungen ein schwierigeres Werk unternommen worden. Das 17. Jahrhundert steht als ein Brand- und Schandmal in der deutschen Geschichte. Nur noch in wenigen edleren Gemüthern glomm deutscher Sinn schüchtern unter dem Wust einer aus sittlicher Schlaffheit und schamloser Zügellosigkeit abenteuerlich gemischten Zeitstimmung. Das „alamodische" Unwesen, d. i. die blindeste Nachäfferei von Fremdländischem in Tracht, Sitte und Sprache, beherrschte die tonangebenden Kreise ganz und gar. Alles war in Deutschland daheim, nur Vaterländisches nicht. Die katholischen Höfe empfingen von Rom und Madrid her Anregungen und Befehle, die protestantischen verriethen die deutschen Interessen an Frankreich. Die Reichsverfassung war eine verrottete Maschine, die zwar mitunter laut knarrte und klapperte, aber keine Wirkung mehr that; denn des Reiches „Herrlichkeit" war durch den westphälischen Frieden zur Spottgeburt einer Anarchie herabgesunken, deren politisches Thun und Lassen vollkommen der Anarchie entsprach, welche in den sittlichen und literarischen Zuständen herrschte.

Am Schlusse des 17. Jahrhunderts stand eine große Veränderung im Staatswesen des Continents fertig da. An die Stelle des in Ruinen fallenden germanischen Feudalstaats, welcher sich nur in dem insularischen England und nur vermittelst zweier Revo-

lutionen zur aristokratisch-repräsentativen Monarchie zu entwickeln vermocht hatte, trat auf dem europäischen Festland der romanische Absolutismus, in Spanien geboren, aber in Frankreich großgezogen, geschult, raffinirt. Hier hatte von Philipp August an eine Reihe von Königen und Ministern an der Ausbildung und Verwirklichung der absolutistischen Staatsidee gearbeitet. Es war das einem Lande ganz angemessen, dessen Bevölkerung wie nur wenige andere das Talent der Knechtschaft besitzt, wie nur wenige andere zur Ertragung der Freiheit unfähig ist und unter allen Umständen einen Herrn, einen Despoten, einen Götzen nöthig hat. Ludwig XI. und nach ihm Richelieu und Mazarin hatten für das absolute Königthum so viel gethan, daß Ludwig XIV. nur noch die letzte Hand anzulegen brauchte, um die Phrase: Der Staat bin ich! zur vollendeten und allseitig anerkannten Thatsache zu machen. Er wurde das vergötterte Muster der festländischen Fürsten, auch solcher, welche durch seine beispiellosen Uebergriffe zum Kriege gegen ihn gezwungen waren. Die Mode des Absolutismus von Versailles grassirte mit der Heftigkeit anderer französischer Moden in Europa. Alle Classen der Gesellschaft waren unter diesem nivellirenden Despotismus dem Wesen nach gleich erniedrigt und nur die Formen der Knechtschaft statuirten Unterschiede. So eröffnete sich das 18. Jahrhundert.

2.

Wie man auch immer über diese große Epoche urtheilen mag, gewiß ist, daß sie eine der außerordentlichsten, vielgestaltigsten, poesievollsten, ideen- und thatenreichsten der Weltgeschichte war. Welche Fülle von „Menschengeschick bestimmenden" Gedanken auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Strebens! Welche unübersehbare Reihe von originellen Menschen, von edlen, großen, räthselhaften und schrecklichen Charakteren! Welches Gedränge

von Helden, Dichtern, Denkern, Künstlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtisanen! Weichste Gefühlsamkeit und Thränenseligkeit wechselt mit prometheischem Trotz und der titanischen Kühnheit des Wollens gesellt sich die genialste Kraft des Vollbringens. Wildeste Skepsis, das schneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, springt jach in mystische Verzücktheit um oder umgekehrt schwärmerische Zerknirschung in blasphemischen Atheismus. Neben dem unbändigen Gezisch und Gehöhne eines souverainen Spottes, der, trunken von Zerstörungslust, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigsten Herzenslaute erhabenster Begeisterung auf. Wunderbarstes wird gedacht, Unerwartetstes geschieht auf diesem Boden, welcher vulkanisch unter den Füßen der Menschen schwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Heros unsere Bewunderung, ein Gesetzgeber unsere Dankbarkeit, ein Poet unser Entzücken erntete, bläht sich im nächsten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine schwüle Atmosphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Mysticismus, Intriguengeist und stahlhartem Egoismus umgibt uns; aber in dieser Luft des Verderbens blühen mit einmal, himmlischen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thatsachen der Vernunft und Humanität.

Es war die Bestimmung des 18. Jahrhunderts, die unvollendete Mission des 16. wieder aufzunehmen. In Weiterführung derselben hat es auf allen Gebieten, wenigstens theoretisch, die europäische Gesellschaft von der mittelalterlichen Befangenheit und Gebundenheit erlöst. Es hat das Vorurtheil der Kastenunterschiede spottlachend in die Luft geblasen, hat das Bürgerthum neu geschaffen, hat den leibeigenen Bauer in den Kreis der Menschen eingeführt; aber es hat auch das sittliche Fundament der Gesellschaft unterhöhlt und neben Schlechtestem auch Bestes entwürdigt und entwerthet. Ziemte es sich, von der ernsten Geschichte in leichten Bildern zu sprechen, so könnte man diese

wunderbar bewegte Zeit ein wahres Carneval von schneidenden Gegensätzen nennen. Allein aus diesem gährenden Chaos von Blasirtheit und Enthusiasmus, von mondscheinzarter Empfindsamkeit und grober Sinnenlust, von frechem Unglauben und kindischer Wundersucht, von rohestem Materialismus und ätherischer Gedankenhoheit, von raffinirter Unnatur und überschwänglicher Naturfreude klingt als starker Grundton immer wieder der emanzipative Sturm- und Drangruf und über dem Wirrniß sittlicher Verkommenheit erhebt sich adlergleich der Glaube an das Ideal.

Zwei intellectuelle Mächte lösen sich in der Herrschaft über diese Welt von Contrasten ab. Erst schwingt ein weltgeschichtlicher Witz sein boshaft lachendes Szepter und schlägt damit an die Grundsäulen der Gesellschaft, um zu zeigen, wie hohl und morsch dieselben geworden. Dann gestaltet sich der Ueberdruß an dem altersschwachen Bestehenden zur leidenschaftlichen Sehnsucht nach neuen Zuständen und dieses weltgeschichtliche Pathos macht, vermittelst einer ungeheuren Umwälzung, die moderne Weltanschauung über die mittelalterliche triumphiren. Alles drängt und treibt auf dieses Ziel hin, bewußt und unbewußt. Alle macht das Jahrhundert seinem Geiste dienen, von dem einsamen Denker an, der unter Noth und Verfolgung erhabene Zukunftsgedanken sinnt, bis hinab zu der üppigen Courtisane, die in byzantinischen Orgien den Schweiß eines Volkes vergeudet. Und merkwürdig, gerade in diesem Zeitalter der Aufklärung, wo eine unerbittliche Kritik alle Illusionen der Romantik zu zersetzen, zu vernichten sich abarbeitet, nimmt die Weltgeschichte eine ganz abenteuerliche Gestalt an und diese Gesellschaft in Perücke und Haarbeutel, im Reifrock und Stelzschuh wird von phantastischen Träumen, Wünschen und Begierden verzehrt. Ja, durch das ganze Jahrhundert spannt sich eine Kette von bizarren Erscheinungen, grellbunten Schicksalswechseln und romanhaften Ereignissen im öffentlichen und privatlichen Leben.

Auf der Schwelle des Jahrhunderts steht im ganzen Pomp des vollendeten Absolutismus Ludwig der Vierzehnte, ein Erdengott, welcher zum Hofnarren einen Molière, zu Schmeichlern einen Corneille, Racine und Bossuet hat. Eingehüllt in eine Wolke von Weihrauch, braucht der Jupiter nur die Locken seiner Perücke zu schütteln, um einem Erdtheil Besorgniß und Furcht einzuflößen. Aber dieser Autokrat, welcher neben einem Louvois auch einen Colbert zum Minister hatte, d. h. dem Regierungsprinzip des modernen Militärstaats als ein zweites den modernen Industrialismus gesellte, — dieser souveraine Monarch, welcher, um sagen zu können: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ viele Jahre hindurch Europa mit einer verheerenden Flut von Bajonnetten bedeckte, er vergrämt seine letzten Lebensjahre, sich selbst und Allen verhaßt und zur Last, unter der eisernen Zuchtruthe einer Betschwester, der Wittwe eines Possenreißers, die er zu seiner Gemahlin gemacht. Ein deutscher Fürst, von der Natur zum Herkules gebildet, zieht wie ein irrender Paladin von König Artus' Tafelrunde nach einer Königskrone aus, — nur mit dem Unterschiede, daß Gold und Intrigue seine Waffen sind, und errichtet, nachdem er das Traumbild dieser polnischen Krone erjagt, mitten in einem Lande von strenglutherisch-frommer Zucht und Sitte ein orientalisches Sultanat, funkelnd und rauschend von märchenhafter Pracht und Schwelgerei. Dieses Sultans Todfeind, der zwölfte Karl von Schweden, wirft sich, ein nordischer Alexander, erobernd in die unermeßlichen Einöden Rußlands und erliegt nicht minder dem eigenen Starrsinn als dem Glück jenes energischen Civilisators, welcher, den Kantschu in der Faust, sein Volk aus dem Dunkel asiatischer Barbarei heraus und der Helle europäischer Bildung entgegentreibt, das „Mädchen von Marienburg“ neben sich auf den Thron setzt, den eigenen Sohn seiner Staatsidee zum Opfer bringt und durch Gründung von Petersburg, sowie durch Annahme des kaiserlichen Titels der

Welt verkündigt, daß im Osten des Erdtheils eine neue Ordnung der Dinge begonnen habe. Das Werk dieses Kraftmenschen, dessen Leben zwischen der Ausführung riesenhafter Pläne und rohesten Vergnügungen verfloß, wird von einer Frau fortgesetzt. Eine kleine deutsche Prinzessin besteigt, über den Leichnam ihres Gemahls hinwegschreitend, den Czarenthron und verwandelt, eine wunderbare Mischung von glühendem Temperament, Verstellungskunst und Herrschergeist, die vorzeitlichen Mythen von der babylonischen Semiramis droben am Newagestade in welthistorische Wirklichkeit, wirft einem Potemkin und anderen Corporalen die höchsten Ehren, Würden und Reichthümer des Reiches zum Spielzeug hin, sieht trockenen Auges ganze Völker unter dem Schwert ihrer Eroberungspolitik verbluten und zerfließt am Sterbebette des geliebten Lanskoi in Verzweiflungsthränen. Wie die zweite Katharina in ihrem Genie und in ihren Leidenschaften, so findet ihre Zeitgenossin Maria Theresia in dem standhaften Glauben an ihr göttliches Recht und in ihrer Mutterliebe die Quellen eines Muthes, welcher mit Manneskraft höchsten Gefahren trotzt. Aber, widerfahrene Unbill zu rächen, verbindet sich diese sittenstrenge Frau, diese keusche Gattin und treffliche Mutter mit einer Czarin Elisabeth und einer Marquise Pompadour und verschafft so ihrem Gegner, dem preußischen Friedrich, Gelegenheit zur Vorführung der Heldenrolle in einem „Schauspiel für Götter", d. h. in dem Kampf eines großen Mannes mit dem Schicksal.

Neben diesen und anderen Staatsactionen des Jahrhunderts spielen sich zahllose Intriguendramen ab. Nicht allein politische „Mantel- und Degenstücke", sondern auch erotische Boudoirspiele, wo seidenweiche, von den kostbarsten Spitzen bedeckte Händchen die Giftphiole handhaben oder dem willigen Bravo mit der Goldbörse zugleich den rächenden Dolch in die Faust drücken. Während deutsche Abenteurer, ein Ostermann, ein Münnich, auf russischem Boden, ungebeugt durch schroffeste Glückswechsel, die civilisirende

Mission der germanischen Race erfüllen, durchzieht ein Schwarm von südländischen Singern und Springern, Buhlerinnen, Spielern und Industrierittern aller Art, meist zu Venedig, der damaligen Hochschule der Ausschweifung, in allen Künsten der Ueppigkeit, des Betrugs, der Infamie ausgebildet, beutelüstern die cisalpinischen Länder und lebt herrlich und in Freuden, wie vormals das päpstliche Rom, von den „Sünden der nordischen Barbaren.“ Es war die Blüthenzeit einer fabelhaften Schwindelei. Die unerhörte Dreistigkeit derselben entsprach genau der Begierde, womit die blasirte, in Unsitte und Glaubenslosigkeit versunkene vornehme Welt neuen Reizungen entgegenschmachtete. Nachdem man kaum die Mysterien des Offenbarungsglaubens mit Voltaire'schem Gelächter in alle Winde gestreut, wollte man neue Mysterien haben und natürlich fehlte es nicht an Mystagogen, welche diesem Bedürfniß entgegenkamen. Der Hang zum Wunderbaren ist so alt wie die Menschheit und wird nur mit dieser sterben; aber niemals, ausgenommen im sinkenden Römerreich, hat sich der thörichtste Wunderglaube so hart neben den vollendeten Unglauben gestellt wie im 18. Jahrhundert. In demselben Paris, dessen Straßen noch so eben von den blasphemischen Cynismen der Gelage des Duc d'Orleans und seiner Roués widerhallten, erneuern die „Verzückten“ (Convulsionnaires) die mystisch-asketischen Schamlosigkeiten der Geißler und Tänzer des Mittelalters. Tollste Märchen verschaffen ihren kecken Erfindern die Mittel, im höchsten Styl von Grandseigneurs zu leben. Ein Casanova läßt sich von einer alten Thörin das Versprechen, sie vermittelst magischer Operationen, deren Lächerlichkeit nur von ihrer Ruchlosigkeit übertroffen wird, zu verjüngen, mit einer Million bezahlen; ein Cagliostro erbeutet ungeheure Summen, indem er die mysteriensüchtigen vornehmen Kreise Europa's jahrelang mittelst handgreiflichen Hokuspokus äfft, und noch immer dampfen die kostspieligen Rauchfänge der Goldtinktur- und Lebenselixirküchen des

17. Jahrhunderts. Fürwahr, wir empfangen den Eindruck von gedankenschnell wechselnden Bildern einer magischen Laterne, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in denselben Tagen ein Washington, der Typus höchster Menschenwürde und Bürgertugend, den befreienden und ein Suwarow, halb Heros, halb Tollhäusler, den unterjochenden Feldherrnstab führte, — oder, daß zur nämlichen Zeit, wo droben in Königsberg ein Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" schuf, drunten in Berlin ein Bischofswerder die nächste Umgebung des Throns, auf welchem Friedrich der Große saß, in die Rauchpfannendünste plumpsten Gespensterspukes hüllte.

Auf der großen Bühne war inzwischen das Drama des Jahrhunderts seinen Höhepunkten und Katastrophen entgegengeschritten. Das Verkommen Polens und das Emporkommen Rußlands, die Erwerbung der königlichen Souverainetät von Seiten Preußens und die Berufung der hannoverschen Dynastie auf den Thron von Großbritannien, — alle diese Thatsachen begründeten neue Zustände, steckten neue Ziele auf, wiesen der staatlichen und sozialen Entwicklung neue Wege. Und mit den äußerlichen Staatsveränderungen ging ein mächtiger innerlicher Umwälzungsprozeß Hand in Hand. Neue Bedürfnisse drängten überall zur Findung und Schaffung neuer Mittel. Die Politik mußte sich mehr und mehr auf neue staatswirthschaftliche Grundlagen stellen. Neue nationalökonomische Theorieen befruchteten die Landwirthschaft, die Industrie, den Handel und schon lehrte die geniale Schwindelei eines Law die moderne Gesellschaft mit fictiven Werthen rechnen. In eben demselben Maße, in welchem eine revolutionäre Literatur — wir werden sie etwas näher ins Auge zu fassen haben — die bisherigen politischen, religiösen und sozialen Lebensmächte untergrub, kam eine neue, die bürgerliche Geldmacht, immer entschiedener empor. Die Gloriole, welche der vierzehnte Ludwig dem monarchischen Prinzip um die Stirne gelegt hatte, war in den Orgien der Regentschaft erblichen, die nicht nur das Königthum

profanirte, sondern auch, indem sie den notorisch lasterhaftesten und glaubenslosesten Menschen, einen Dubois, zum Cardinal machte, die Kirche schwer compromittirte. Nachdem vollends in dem Hirschpark des fünfzehnten Ludwig's die königliche Würde von ihrem eigenen Träger rücksichtslos in den Staub getreten worden, war der Zauber der Monarchie so geschwächt, daß sich der Enthusiasmus leicht begreift, womit das große republikanische Experiment jenseits des atlantischen Ozeans in Europa begrüßt wurde. Diesem Prolog folgte die weltgeschichtliche Tragödie der französischen Revolution. Dem zu Anfang des Jahrhunderts gesprochenen Wort autokratischen Uebermuths: „L'état c'est moi!" antwortete am Ausgang als ein furchtbares Echo der Fallbeilschlag vom 21. Januar 1793. Aber der bis zum Wahnsinn gesteigerten Action trat die Reaction auf die Fersen und unter den ungeheuren Wehen einer vereitelten Wiedergeburt sank das gealterte Europa ermattet zu den Füßen eines glücklichen Soldaten nieder.

3.

Die Mitte des 18. Jahrhunderts markirt ziemlich scharf den Scheidepunkt von zwei Epochen, zwei Systemen, zwei Gesellschaften. Der Kulturcharakter der ersten Hälfte ist in den vorgeschritteneren Staaten eine mit französischem Firniß übertünchte, in den zurückgebliebeneren eine naturwüchsige Barbarei. Ein unerquickliches Gemisch von beiden begegnet uns bis gegen 1750 zu in den deutschen Ländern. Auch hier, wie überall — England bei Seite gelassen — war die Autokratie Ludwig's XIV. hochbewundertes und eifrigst nachgeahmtes Vorbild. Aber wenn in Versailles der Despotismus vermöge seiner gewaltigen Dimensionen wenigstens den Schein der Größe an sich hatte, so war er an den kleineren und kleinsten Höfen nur eine ebenso lächerliche als drückende Caricatur. Der vaterländischgesinnte Historiker,

welcher die Freude am Skandal nicht kennt, wird mit Schmerz die traurige Thatsache berühren, daß die deutschen Hofgeschichten von damals — eine Volksgeschichte gab es nicht — mit wenigen, sehr wenigen ehrenwerthen Ausnahmen nur eine vielgliederige Skandalchronik waren. Kaum ein Jahrhundert ist seither verflossen und doch ist uns, als blickten wir in eine ganz fremde, weit hinter uns liegende Welt hinein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß damals ganz unverholen die Ansicht im Schwange ging, Sittengesetz und Anstandslehre hätten nur für die „Rotüre" und „Canaille", d. h. für Bürger und Bauer, nicht aber für die höheren Stände Geltung. Unter den letzteren war eine moralische Erschlaffung daheim, die ihre Kreise weiter und weiter ausdehnte, so daß, wie wir späteren Ortes sehen werden, am Ende des Jahrhunderts die Verwirrung der sittlichen Begriffe selbst gebildetste Geister und edelste Gemüther nicht unberührt gelassen hatte.

Der Eifer einzelner, wenn auch noch so hochgestellter Persönlichkeiten vermochte gegen die leichtfertige Zeitströmung nicht aufzukommen. Die strenge Sittenwächterin Maria Theresia war mit all ihrer Energie nicht im Stande, die Zuchtlosigkeit der Wiener Gesellschaft auszutilgen; im Gegentheil, ihre „Keuschheitscommissionen" machten das Uebel nur ärger, indem dieselben den französischen Modelastern und Lastermoden alle Niederträchtigkeiten der Spionage und Angeberei gesellten. Anderwärts, wo, wie am Hofe des zweiten Königs von Preußen, das ganze französische Wesen dem Souverain persönlich verhaßt war, wurde die Frivolität durch eine Unkultur ersetzt, welche für deutsch biderb gelten wollte, aber nur teutonisch roh war. Wenn man die hofgeschichtlichen Denkwürdigkeiten aus jener Zeit zur Hand nimmt, die Memoiren eines Freiherrn von Pöllnitz, einer Markgräfin von Baireuth, so begreift man das Entsetzen, welches ein redlich und patriotisch denkender Hofmann, wie der wackere

Knebel war, bei dieser Lectüre empfand. „Welche Barbarei — rief er in einem Briefe an seine Schwester Henriette aus — herrschte nicht an den deutschen Höfen! Welches Elend, welche Rohheit! Alles knechtische Dienerei, nirgends freier, edler, wahrer Patriotismus. Und das sind die Zeiten, deren Verlust wir beseufzen sollen! Nur auf Sitten erbaut erhält sich ein Staat, so gut wie jeder einzelne Mensch.“

In Wahrheit, unser Vaterland bot in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein klägliches Bild von Verkommenheit, Unfreiheit und Erniedrigung. Der Reichshaushalt anarchisch zerrüttet und zerfahren, das kirchliche Leben versumpft. Im katholischen Süden die grassen Erscheinungen hispanischer Bigoterie, im protestantischen Norden ein seelenloser und serviler Bibelbuchstabendienst. Zwischen den bevorrechteten, genießenden Ständen und der rechtlosen, arbeitenden Menge eine so unermeßliche Kluft, daß beide Nichts mit einander gemein hatten als die Luft. Das Nationalgefühl erloschen, das öffentliche Gewissen unterdrückt. Der Adel depravirt, das Bürgerthum verholzt, die Bauern und die vermittelst List und Gewalt zusammengefangenen Soldaten, die Aermsten der Armen, unter gränzenlosem Druck entmenscht und so sehr als Nichtmenschen angesehen, daß noch um 1750 in amtlichen Erlassen Ausdrücke auf sie angewandt wurden, die der Gebildete von heute auch nur auf Thiere anzuwenden vermeidet. Elend und barbarisch, wie alles Uebrige, war auch das gelehrte Wesen. Wüstes Raufboldthum und schmähliche Völlerei tumultuirten auf den deutschen Universitäten und die Docenten waren den Studenten völlig ebenbürtig. Männer, wie der vielseitige Leibnitz, welcher, ein Hauptmitbegründer der modernen Philosophie, die Wissenschaft aus den obscuren Studirstuben heraus und in die Gesellschaft hatte einführen wollen, oder wie der hellsichtige Thomasius, der sein Lebenlang, wie dem Hexenprozeß und anderem Aberwitze seiner Zeit, so auch durch Empfehlung und Gebrauch der Muttersprache

in gelehrten Dingen der barbarischen Lateinerei energisch den Krieg gemacht, hatten nicht durchdringen können. Dummheit, Schlendrian und Gemeinheit machten sich auf Kathedern, Kanzeln und Kanzleien breit. Die herrschende Juristerei war der herrschenden Theologie so sehr würdig, daß noch die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch die Monstrosität der „Malefizgerichte" in Thätigkeit blieb. Erst 1749 loderte zu Würzburg der letzte Hexenbrand im deutschen Reich, eine arme siebzigjährige Nonne verzehrend. Die Kriecherei der Patentträger einer barbarischen Gelahrtheit ging den herrschenden Gewalten gegenüber ins Unglaubliche. Die Wuth dieser Pedanten gegen alle Vernunft und freie Bewegung war so blindselbstsüchtig, ihr ganzer Kram und Quark so unersprießlich, daß man stark versucht ist, den freilich nicht feinen Spaß gerechtfertigt zu finden, welchen sich Friedrich Wilhelm I. machte, indem er 1737 zwischen dem halbverrückten Magister Morgenstern und den Professoren der Universität Frankfurt a. d. O. eine feierliche Disputation veranstaltete über die These: „Gelehrte sind Saalbader und Narren."

Auf zwei Gebieten jedoch regte sich schon zu dieser Zeit, wo das deutsche Leben ganz erstarrt schien, ein besserer Geist: — auf dem religiösen Gebiet und auf dem der Kunst in ihrer musikalischen Erscheinungsform. Das Sicheinsfühlen mit dem Unendlichen, das Beten, hat der Deutsche selbst in schlimmsten Zeiten nie ganz verlernt und ebenso wenig das Singen und Musiziren, eines reichen Gemüthslebens unmittelbarsten Ausdruck. Dem zu geistlosem und unduldsamem Formelwesen veräußerlichten Lutherthum hatte der Spener-Francke'sche Pietismus ein Element der Sänftigung, Bewegung und Fortbildung zugeführt, das bei der Reinheit seiner ursprünglichen Tendenz unzweifelhaft heilsam auf den deutschen Volksgeist einwirkte, wennschon dasselbe in späterer Trübung und Fälschung zu vielfach sinnlosem, politisch und sozial höchst verderblichem Sektenwesen ausgeschlagen ist. Auch die

Musik schöpfte zunächst aus der religiösen Innigkeit und Begeisterung die Kraft, von dem an den Höfen gehätschelten wälschen Opernstyl sich zu emanzipiren und durch Meister wie Graun, Bach und Händel erhabene Offenbarungen des deutschen Genius verkündigen zu lassen.

4.

Der große Kampf zwischen Autonomie und Autorität, in dessen Verlauf während des 18. Jahrhunderts die Gesichtspunkte der inneren und äußeren Welt, die bisherigen Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen geradezu umgekehrt wurden, hatte nicht in Deutschland seinen Anfang genommen. Er ist auf das philosophische System des Franzosen Descartes zurückzuführen, welcher die Souverainetät des menschlichen Selbstbewußtseins zuerst proclamirte. Wie kühn aber auch das Unternehmen war, das Sein als Resultat des (menschlichen) Denkens hinzustellen, der Gegensatz von Geist und Materie wurde dadurch nicht überwunden. Auch des genialen Spinoza großartiger Versuch, alles Individuelle und Partielle als Endliches in der Unendlichkeit der göttlichen Substanz verschwinden zu machen, vermochte den Dualismus von Idee und Wirklichkeit nicht völlig aufzuheben und so sehen wir von dem Grundstamm der modernen Philosophie zwei große Aeste auslaufen, den Idealismus, welcher zunächst durch Leibnitz seine Formulirung erhielt, und den Realismus, welchem zuerst der Engländer Locke wissenschaftliche Gestalt verlieh. In dem Locke'schen Empirismus wurzelt die emanzipative oder, wenn man will, revolutionäre Literatur des 18. Jahrhunderts. Die realistische Richtung, mißtrauisch, zweiflerisch und untersuchungslustig von Haus aus, wurde durch den Schotten Hume und den Franzosen Bayle zu scharfem Skepticismus zugespitzt. Dieser richtete seine Kritik gegen den Supranaturalismus, und indem

er die Wahrheit der Offenbarung in Frage stellte, mußte er auch die factischen Consequenzen des Offenbarungsglaubens, Intoleranz und Glaubenszwang, verwerfen. Schon Locke hatte in beredten und berühmten Worten die religiöse Toleranz empfohlen und dieser edle Begriff wurde jetzt eine der großen Losungen des Jahrhunderts.

Von dem Boden der Locke'schen Erfahrungsphilosophie aus unternahm darauf eine Reihe von englischen Schriftstellern ihre kritischen Feldzüge gegen die Orthodoxie. Man nannte diese Kritiker (Toland, Tindal, Woolston, Morgan u. A.) Freidenker oder Deisten, welche letztere Bezeichnung man wohl auch mit der von Atheisten vertauschte, weil die kühneren Freidenker nicht allein das Dogma von einem dreieinigen, sondern überhaupt das von einem persönlichen, nach menschlichen Vorstellungen gestalteten Gott verneinten. Herren der vornehmen Kreise, wie die Lords Shaftesbury und Bolingbroke, wandten sich der deistischen „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" zu und propagirten dieselbe geistvoll und witzig in der aristokratischen Gesellschaft. Von diesen Kreisen aus verbreitete sich dann die skeptische Weltanschauung in die Salons der festländischen Aristokratie, zunächst der französischen, welche, getrieben von dem Ungestüm ihres nationalen Temperaments, mit den neuen Ansichten nicht nur in der Weise der kühleren englischen Oligarchen ein frivoles Spiel trieb, sondern vielfach an der Verwirklichung der revolutionären Ideen bis zu einem gewissen Grade alles Ernstes mitarbeitete und, weil sie den Ton in Europa angab, den Bemühungen der französischen Autoren, auf welche die Wortführung der Freidenkerschaft übergegangen war, bei den Privilegirten des Continents Eingang verschaffte.

Dies ist ein Umstand, welcher bei Würdigung der Genesis der Umwälzungen des 18. Jahrhunderts sehr ins Gewicht fallen muß. Die in machtlose Höflinge verwandelten Feudalherren

schürten den Brand, welcher die feudale Welt verzehren sollte, und, eingedenk ihrer tiefen Demüthigung durch die fürstliche Macht und die mit dieser verbündete Kirche, ergötzten sie sich schadenfroh an dem Gezüngel der Flammen, welche schon die Stufen von Thron und Altar umleckten. Nur sehr allmälig summten die bürgerlichen Classen die revolutionären Weisen nach, welche der Adel ihnen vorsang. Das jubelnde Gelächter, womit droben in den Salons Voltaire's zerstörerische Witze überschüttet wurden, war eine Aufforderung an das Volk, seinerseits drunten auf der Gasse die Carmagnole anzustimmen. Der dritte und der hinter diesem schon drohend sich erhebende vierte Stand erwies sich binnen Kurzem sehr gelehrig. Wenn droben in den Kreisen der geistreichen Modeherren jenes prophetische, schon zum Voraus den Blutgeruch des Grèveplatzes hauchende Diderot'sche Couplet vom letzten König und vom letzten Priester intonirt wurde, ließ von drunten der wilde Refrain nicht auf sich warten. Und dennoch hatten die aristokratischen Frondeurs keine Ahnung, wie bald sie von den demokratischen Demagogen bei Seite geschoben werden würden. Alle die Ducs und Chevaliers, alle die Marquisen und Comtessen, welche sich bei der Aufführung von Beaumarchais' Figaro die Hände roth klatschten, ließen es sich nicht im Traume einfallen, daß die Worte: „Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus!“ welche der kecke Komöde den Privilegirten zuschleuderte, nicht so fast eine witzige Abtrumpfung ihrer maßlosen Ansprüche als vielmehr ein Todesurtheil seien, welches bald genug von dem Revolutionstribunal bestätigt werden sollte.

Eine räthselhafte Erscheinung, dieses Frankreich des 18. Jahrhunderts mit seiner raffinirt despotischen Regierungsform und seiner bis zur äußersten Zügellosigkeit entfesselten Literatur. Welcher Sprung schon von der fictiven Classik eines Corneille und Racine, wo Pseudogriechen und Pseudorömer im Hofcostüm von Versailles

kunstvoll geglättete Sentenzen declamirten, die alle mehr oder weniger auf die Glorificirung Ludwig's des „Großen" berechnet waren, bis zu den Trauerspielen Voltaire's, wo die dramatische Form nur noch als das bequeme Vehikel freigeisterischer Ansichten erscheint. Das Terrain war übrigens zur Aufnahme der aus England herübergreifenden neuen Ideen in Frankreich schon lange vorbereitet. Der skeptische Empirismus lehnte sich hier an die antipfäffische Satire eines Rabelais und Pascal und es hatten praktische Denker, wie Montaigne, Rochefoucauld, La Bruyères und Saint-Evremont, schon während des 17. Jahrhunderts die Wege vorgezeichnet, auf welchen im folgenden der gesunde Menschenverstand den bestehenden kirchlichen, staatlichen und sozialen Verhältnissen kritisch zu Leibe gehen konnte. Er that dies mit der Richtung auf bestimmte politische Ziele in den Schriften von Montesquieu, welcher, angeregt durch die Verfassung Englands, in seinem „Esprit des Lois" der absolutistischen Praxis die Theorie der constitutionellen Monarchie entgegenstellte und das genannte Buch zur Bibel des modernen Liberalismus und Parlamentarismus machte.

Von einem solchen positiven Streben war der Mann, dessen Name und Wirksamkeit wie der und die keines zweiten das Jahrhundert erfüllt hat, weit entfernt. Voltaire, der große Persifleur, war geschaffen, zu spotten und durch Spott zu zerstören. Dieses Genie der Verneinung, Apostel des souverainen Witzes, wandelte, wie einst Lukian durch die verfaulte antike Welt gewandelt war, durch die abgelebte romantische und machte vor dem stereotypen Hohnlächeln seiner Lippen ein mittelalterliches Gespenst nach dem andern erbleichen. Der Einfluß dieses Spötters, dessen bester Witz gewesen ist, daß er einen Papst bewog, die Widmung seiner Tragödie Mohammed anzunehmen, in welcher unter dem Bilde des moslemischen der christliche Fanatismus bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt wird, — der Einfluß dieses Spötters war ein un-

ermeßlicher. Tischgenosse Friedrich's des Großen, Correspondent Katharina's II., zugleich der Schmeichler und Verhöhner, zugleich der Sklave und Tyrann der Könige, der gehätschelte Liebling der „guten" Gesellschaft, das Entzücken der geistreichen Herren und Damen in allen civilisirten Ländern, ist Voltaire ein halbes Jahrhundert lang der geistige Regent Europa's gewesen und nie, so lange die Welt steht, hat ein Autor über seine Zeitgenossen so weitgreifend und absolut geherrscht wie der Verfasser des Candide und der Pucelle d'Orleans.

Vermöge seiner witzigen Polemik gegen alles Ueberlieferte erscheint Voltaire überall, wenn nicht als Initiator, so doch als Leiter und Chorführer der Anhänger einer Philosophie, welche sich durch die naturwissenschaftliche Thätigkeit eines Buffon, Condillac und Anderer rasch zum ausgesprochenen Materialismus eines La Mettrie und zum grau in Grau gemalten Atheismus des „Maître d'hôtel de la philosophie" Holbach fortbildete. Die Moral dieses materialistischen Evangeliums, d. h. den nackten Egoismus, hat bekanntlich Helvetius in seinem Buch De l'Esprit gepredigt, und nachdem die Pariser Gesellschaft — eine andere gab und gibt es in Frankreich nicht — durch das freigeisterische Geplauder der literarischen Salons (Bureaux d'esprit), wie die Tencin, die Geoffrin, die Du Deffant, die d'Espinasse und andere mehr oder weniger emanzipirte Frauen sie hielten, für ein solches Unternehmen hinlänglich empfänglich gemacht war, wurde der gesammte reformistische und revolutionäre Ideenkreis des Jahrhunderts zu einem leichtfaßlichen, von Diderot und d'Alembert glänzend redigirten Conversationslexikon verarbeitet, welches unter dem Titel „Encyclopédie" eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Hier wurde die Gesellschaft des ancien Régime auf den Secirtisch geschleppt und wurden die Schäden des kranken Organismus mit erbarmungslosem Messer bloßgelegt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wie schon ange-

deutet worden, viele Mitglieder der vornehmen Kreise in Frankreich und außerhalb desselben mit Aufrichtigkeit, ja sogar mit Enthusiasmus den befreienden Gedanken der Zeit, der Sache der Aufklärung und Toleranz zugethan waren. Wie hätte es sonst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen „aufgeklärten Despotismus" geben können und wie erklärte sich sonst das liberale Benehmen der besten Edelleute und Priester Frankreichs beim Beginne der Revolution? Allein die Masse der Privilegirten konnte sich nicht vorstellen, daß die encyklopädische Literatur etwas Anderes sei und sein könnte als ein wie andere Moden vorübergehender Gegenstand geistreicher Causerie, der Skandalfreude oder der bloßen Neugier. Dies zeigte sich klärlich, als Rousseau, die ganze Macht seines Genies und die moralische Wucht seiner großartigen Entsagung der Voltaire'schen Frivolität entgegensetzend, die Resultate der freigeisterischen Kritik zu sittlichen und politischen Postulaten formulirte. Alle Frivolen — und ihre Zahl war Legion — überkam ein nicht geringes Entsetzen, als sie erfahren mußten, daß es doch nicht so ganz leicht sei, dem Naturevangelium Jean Jacques' nur die Bedeutung einer tollen Sonderlingsgrille beizulegen und den mächtigen Anstoß zu einer umfassenden Bewegung in den politischen und pädagogischen Anschauungen, welcher von diesem außerordentlichen Mann ausging, als nicht geschehen zu betrachten. Das eben ist ja Rousseau's weltgeschichtliche That, daß er die geistige Bewegung des Jahrhunderts zuerst mit Entschiedenheit aus der Sphäre des Witzes in die der Leidenschaft hinübergeleitet hat. Mit Jean Jacques hört das geistreiche Spiel mit den Problemen der Zeit auf und hebt der pathetische Ernst an. Zwar, wie Jedermann weiß, konnte Rousseau das französische Naturell nicht so ganz verleugnen, daß nicht sein Pathos mitunter in kaum geringerem Maße als der Witz Voltaire's auf den Effect (im gemeinen Sinne des Wortes) berechnet gewesen wäre; aber daß der große Schriftsteller an die Mächte

des Gemüthes, an die besten Gefühle des Menschen appellirte, statt sich zu begnügen, den Verstand zu beschäftigen und den Esprit zu amüsiren, das unterscheidet ihn so scharf und schön von den Encyklopädisten. Mit einer Beredtsamkeit ohne Gleichen hat der Verfasser des „Katechismus der Revolution“ (Contrat social) die Unnatur der gesellschaftlichen Convenienz bekämpft, von der Verwahrlosung oder Verbildung der Kinder an bis hinauf zu den höchsten Spitzen der Corruption in Staat und Kirche, und wenn er sich von seinem Haß gegen die schreienden Uebelstände des ancien Régime zu der Empfehlung eines chimärischen Naturzustandes und zur Erdichtung einer unmöglichen Demokratie fortreißen ließ, so hat er doch daneben in der Tiefe seiner Brust eine Begeisterung gefunden, energisch genug, gegenüber einem trostlosen Materialismus dem Menschenherzen den Glauben an seine ewigen Rechte zu retten. Die Hand, welche inmitten der Orgien Voltaire'schen Hohnes das schönste Blatt der Literatur Frankreichs niederschrieb, das Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars, muß uns gesegnet sein für und für. Es war in Rousseau ein Hauch echter Prophetie, auch abgesehen davon, daß er die Revolution des Bestimmtesten vorhergesagt hat. Der idealistische und kosmopolitische Zug des Jahrhunderts ist mächtig in ihm gewesen und so begegnen wir denn in der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, deren Träger Natur! Freiheit! Humanität! Weltbürgerthum! auf ihre Fahnen schrieben, überall den Spuren seines Einflusses.

Vorerst freilich — wir wollen sagen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — war in dem deutschen Geistesleben von Sturm und Drang Nichts wahrzunehmen. Die Poesie, falls dieser Name hier überhaupt anwendbar ist, schleppte sich mühselig in den Geleisen herkömmlicher Nachahmung fort. Da und dort verkümmerte ein wirkliches Talent, wie das Günther's, frühzeitig in elenden Verhältnissen und das dichterische Vermögen eines

Brockes oder auch eines Haller reichte nicht aus, die Nachahmung der poetischen Naturmalerei, wie solche im Gegensatze zu der Pope'schen Salonsdichtung die Thomson und Gray in England aufgebracht, für die deutsche Literatur sonderlich ersprießlich zu machen. Hagedorn seinerseits erinnerte mit seiner geselligen Lyrik nur an die größere Eleganz seiner Vorbilder, eines Chaulieu und Chapelle, und die Satire eines Rabener und Zachariä konnte schon bei ihrem Entstehen mehr nur auf sittengeschichtlichen als auf ästhetischen Werth Anspruch machen. Dagegen muß der Gellert'schen Fabelndichtung, obschon sie sich über eine gewisse spießbürgerliche Verständigkeit nirgends erhebt, ein wahrhaft nationalliterarisches Verdienst zuerkannt werden. Gellert's Fabeln popularisirten die Literatur, indem sie ihr die Theilnahme des Mittelstandes gewannen und vermöge ihrer redseligen Deutlichkeit sogar in die untersten Volksschichten eindrangen. Hier war doch endlich einmal wieder ein Poet aufgetreten, welcher im Vaterlande daheim war und deutsch fühlte, dachte und schrieb, ein Poet, dessen volksthümliche Manier doppelt liebenswürdig erschien im Gegensatz zu dem exclusiven Gelehrtendünkel eines Gottsched, der mit einer bis dahin noch unerhörten Selbstgefälligkeit sein gallomanisches Szepter über den deutschen Literaten schwang. Die Pseudoclassicität der Franzosen als ein Gesetz verehrend, welches für alle Ewigkeit gelten müsse, hat dieser arbeitsame und in seiner Art wohlmeinende, ja selbst patriotische, aber von allen Musen und Grazien verlassene Leipziger Magister in Verbindung mit seiner schöngeistigen Frau den Versuch gemacht, wie alles Französische, so auch die Pariser Bureaux d'Esprit nachzuahmen, was gerade in demselben Maße gelang, in welchem die elenden Reimer, welche er um sich versammelte, die französische „Classik" erreichten.

Indessen muß man Gottsched doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er redlich sich bemühte, die Literatur, welche einem herben aber wahren Wort zufolge damals nur allzu sehr

gewohnt war, „sich in der Gosse zu wälzen," wieder Anstand zu lehren und das deutsche Theaterwesen aus seinem barbarischen Naturalismus herauszureißen. Er machte dem tollen Opernspectakel, der brüllenden „Haupt- und Staatsaction" und der unsauberen Hanswurstkomödie, welche — eine Widerspiegelung roher Sitten — besonders in Wien florirte, gleichmäßig den Krieg und suchte mit Beihülfe der für ihren Beruf begabten und begeisterten Schauspielerin Karoline Neuber zu Leipzig ein kunstgerechtes, d. h. nach französischen Vorschriften regelrechtes Theater einzurichten. Freilich ließ die poetische Ohnmacht des Mannes seine wohlgemeinten, wenn auch schiefen dramaturgischen Absichten im Stich. An die Stelle des auf sein Betreiben 1737 auf der Leipziger Bühne feierlich in effigie verbrannten Hanswursts vermochte er nur ein Ding zu setzen, wie sein „Sterbender Cato" war, d. h. einen nach Boileau'schem Rezept angefertigten Gliedermann, der nur den Mund zu öffnen brauchte, um das Publikum mit Bedauern an den verbannten Harlekin zurückdenken zu machen. Man stelle sich den Cato von Utica vor, wie er — im Costüm eines Pariser Petitmaitre, in gepuderter Zipfelperücke, goldbordirtem Hut, weißseidenen Zwickelstrümpfen und Schnallenschuhen mit rothen Absätzen, den Galanteriedegen an der Seite — Gottschedische, in frostigste Alexandriner eingewickelte Plattheiten declamirt, und diesem „Römer" gegenüber die „Römerin" Portia im ungeheuerlichen Reifrock, eine thurmhohe Frisur auf dem Kopf, Schönpflästerchen im Gesicht, die Taille wespenartig zusammengeschnürt, den Busen kokett herausgepreßt, durch die zollhohen Stelzchen an den Schuhsohlen gezwungen, den Körper seiltänzerisch auf den Fußspitzen zu balanciren — und fürwahr, man wird den Rousseau'schen Schrei nach Natur, welcher so wildsehnsüchtig in diese Welt von Fratzen hereinklang, vollauf gerechtfertigt, man wird es begreiflich finden, daß, in Ansehung der idealistischen Grundstimmung des deutschen Wesens, dieser Schrei gerade in Deutschland den lautesten Widerhall wecken mußte.

5.

Unter dem Einfluß der Reformliteratur, wie sie von Frankreich aus die gebildeten Kreise Europa's beherrschte, gewannen während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die neuen Prinzipien auf dem staatlichen und kirchlichen Gebiete positive Gestaltung. Die Abgelebtheit der mittelalterlichen Formen lag zu sehr am Tage, um länger übersehen werden zu können. Neue Bedürfnisse rechtfertigten überall die Kritik des Alten und Veralteten und den Staatenlenkern selbst mußte eine Opposition willkommen sein, welche ihnen die Wege zu Veränderungen bahnte, die schon um ihres eigenen Vortheils willen mehr und mehr unausweichlich geworden waren. Der Absolutismus mußte ein „aufgeklärter" werden, d. h. er mußte den Vorschritt der Völker wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu seiner eigenen Sache machen, er mußte die Bewegung zu lenken suchen, um nicht von ihr überflügelt zu werden. Freilich hat nachmals die Revolution bewiesen, daß selbst königliche Hände eine rollende Lawine nicht zu leiten oder gar aufzuhalten vermögen; aber vorerst sahen nur einige tiefer blickende Geister voraus, daß der Umwälzung von oben auf halbem Wege eine Umwälzung von unten begegnen könnte. Mit anderen Worten, die Möglichkeit einer Revolution ahnte nur ein Voltaire, ein Rousseau, während über die Nothwendigkeit von Reformen alle Denkenden und Redlichen einverstanden waren.

Demzufolge ging der „erleuchtete Despotismus" überall rüstig an sein Werk, den mittelalterlichen Feudalstaat vollends zum modernen Polizeistaat umzuschaffen. Befreiung der Völker von feudalem Druck, Aufhebung der Leibeigenschaft, gesteigerte Nutzbarmachung der natürlichen und industriellen Hülfsquellen der Länder für den Staatshaushalt, Vermenschlichung einer barbarischen Gesetzgebung und Rechtspflege, Milderung der schroffen Kastenunterschiede, Förderung der Volksbildung durch Schuleinrich-

tungen: — das waren die in politischer und sozialer Richtung angestrebten Ziele. Auf dem religiösen Gebiet griff der große Grundsatz gegenseitiger Duldsamkeit entschieden Platz und weder die römische Curie noch die protestantischen Kirchen vermochten der Einwirkung des Zeitgeistes sich zu entziehen. Die lutherische Orthodoxie wurde durch den deutschen Rationalismus, welcher die Mission der englischen Freidenker weiterführte, in der öffentlichen Meinung gerichtet, während innerhalb der katholischen Kirche in der Aufhebung des Jesuitenordens durch den liberalen Papst Ganganelli — welcher freilich, melancholischer Ahnung voll, mit Unterzeichnung der Aufhebungsbulle sein Todesurtheil unterschrieben zu haben bekennen mußte — ferner in den Anläufen der Illuminaten und endlich in den Josephischen Reformen die Aufklärung ihre Höhepunkte erreichte.

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß mit Alledem die weltgeschichtliche Entwicklung einen mächtigen Schritt nach vorwärts that. Aber nicht minder wird der Unbefangene zugestehen, daß an den Unternehmungen des erleuchteten Despotismus, selbst an seinen besten, der Fluch des Zwanges, der Willkür und des zudringlichen Hineinregierens in Alles und Jedes haftete. Sei sie eine finstere oder erleuchtete, immer ist es die Natur der Gewaltherrschaft, daß sie ernten will, bevor die Aussaat gekeimt hat, geschweige großgewachsen ist. Der Grundfehler der commandirten Aufklärerei war das Generalisiren, das schablonenmäßige Zuschneiden, die geringe Achtung oder vielmehr entschiedene Mißachtung der Individualität der Völker wie der Personen. Die gekrönten Aufklärer und ihre Minister hielten durchschnittlich dafür, es genüge, die encyklopädischen Formen aus Paris zu verschreiben und die Völker wie Töpferthon in dieselben hineinzupressen. Aber erstens sind die Menschen doch nicht so ganz Töpferthon und zweitens kommt die in den Massen ruhende Kraft der Trägheit viel sympathetischer einer befohlenen Verdunkelung als

einer befohlenen Erleuchtung entgegen. Vermittelst souverainen Beliebens, vermittelst des „Car tel est notre plaisir!“ lassen sich wohl aufklärerische Edicte, nicht aber läßt sich damit eine wirkliche Kultur schaffen und deßhalb sind auch so viele von den Thaten des „Despotismo illustrado“ eben nur papierene gewesen, die sich bald genug wirkungslos in dem Maculaturkorb der Geschichte verloren. Auch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland und anderswo an entscheidender Stelle mit der aufklärerischen Theorie stets eine entsprechende Praxis Hand in Hand gegangen sei. Gerade in diese Zeit fallen willkürlichste Acte von Kabinetsjustiz, gerade an dieser Zeit haftet ein dunkelster Makel deutscher Geschichte, — die Behandlung der Unterthanen Seitens ihrer Landesherren als einer bloßen Waare, welche an den Meistbietenden verhandelt wurde.

So, wie er einmal war, mit allen seinen Vorzügen und vielen seiner Schwächen, erscheint der aufgeklärte Absolutismus höchster Potenz in Friedrich dem Großen. Eines Tages erfuhr Europa plötzlich, daß die vielverhöhnte „Potsdamer Wachtparade“ Friedrich Wilhelm's I. noch zu ganz anderen Dingen gut sei als zum Parademachen und daß die vielen Millionen Thaler doch nicht aus bloßem Geiz in den Gewölben des Berliner Schlosses aufgespeichert worden. Was der Vater vorbereitet hatte, die Erhebung Preußens zur europäischen Großmacht, — der Sohn vollbrachte es. Das thatsächliche Manifest dieser Erhebung, die Wegnahme Schlesiens, erschien zwar den pedantischen Staatsperücken, welche mit weitschichtigster Gründlichkeit das deutsche Reich zu Tode regierten, als ein muthwilliger Schülerstreich, welcher sofort seine Bestrafung finden würde. In Wahrheit aber war sie die von einer genialen Natur dem Geschick hingeworfene Herausforderung, und als dieselbe nach einigem Zögern angenommen wurde, da war das Schlußresultat eines von dem kleinen

Preußen sieben Jahre lang gegen das verbündete Europa ruhmvoll bestandenen Krieges dieses, daß niemals der großartige Kampf des Menschen mit dem Schicksal großartiger geführt worden sei, als hier durch Friedrich den Großen geschah.

Für Deutschland ist die Bedeutung dieses Helden und Herrschers die gewesen, daß er durch seine heroische Laufbahn die tiefgesunkene Achtung der Welt vor deutschem Wesen wieder erhöhte und den Deutschen das verlorene Selbstgefühl zurückgab; ferner, daß er, dem kaiserlichen Oestreich ein thatsächlich gleichberechtigtes Preußen zur Seite stellend, den Gegensatz der beiden Staaten zu dem Angelpunkte machte, um welchen sich fortan die Entwicklung deutscher Geschichte zu drehen hatte. Die weltgeschichtliche Bedeutung Friedrich's war einerseits, daß er Preußen in die Reihe der Großstaaten von Europa einführte; andererseits, daß er ganz entschieden als gekrönter Aufklärer regierte. Wie mit der Aufhebung der Tortur, ist er überall vorangegangen, die neuen Prinzipien des Jahrhunderts zu praktischen Reformen zu gestalten. Er ließ auch Jedermann bis zu einem gewissen Grade seine Meinung sagen, wie „Jeden nach Seiner Faßon Selich werden." Den unbedingten Autokraten hat er aber bei Alledem sein Leben lang nie verleugnet. Das Vollbewußtsein des „Droit divin" war in keinem seiner gekrönten Zeitgenossen stärker als in dem Manne, der von sich zu sagen liebte, er sei nur der erste Diener des Staates, und wenn der große König am Ende seiner Laufbahn murrte, daß er „müde sei, über Sklaven zu herrschen," so kommt diesem Worte nur der Werth einer kühnen Selbstpersiflage zu. Einem Italiäner, Alfieri, kam der ganze preußische Staat wie eine ungeheure Wachtstube, einem Engländer, Hanbury, kam er wie ein ungeheures Gefängniß vor und ein Deutscher, der behutsame, schmiegsame Wieland, konnte sich nicht enthalten, der blinden Vergötterung des heldischen Königs gegenüber zu äußern: „König Friedrich ist zwar ein großer

Mann, aber vor dem Glück, unter seinem Stocke (sive Szepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!" Indessen, welchen Irrthümern auch dieser seltene Mensch und Regent verfallen ist, welche Mißgriffe, namentlich in nationalökonomischer Beziehung, er begangen und wie sehr er durch eine ungerechte Bevorzugung des in seinen berühmten Marginalresolutionen von ihm häufig so bitter verhöhnten Adels — die so weit ging, daß er nur adeligen Offizieren Ehrgefühl zutraute — dem Geiste seiner Zeit und seinen eigenen Grundsätzen ins Gesicht geschlagen, immer wird er als eine der bedeutendsten Gestalten der Weltgeschichte dastehen und nie wird ein Empfänglicher ohne Ehrfurcht und Rührung im Testament des großen Königs die Stelle lesen, wo er der Wahrheit gemäß sagte, daß er nur über ein geringes Privatvermögen zu verfügen habe, weil er „die Einkünfte des Staats immer als eine Bundeslade betrachtete, welche keine unheilige Hand berühren durfte."

Was freilich Friedrich's Verhalten zur deutschen Bildung oder vielmehr gegen dieselbe betrifft, so kann der Patriot dasselbe wohl begreiflich, nicht aber verzeihlich finden. Es ist wahr, Friedrich hatte das Unglück, daß ihm schon in frühester Kindheit durch ein paar ganz und gar französirte Frauen, denen er anvertraut war, ein starkes Vorurtheil gegen das deutsche Wesen eingeimpft wurde. Es ist ferner wahr, daß der Anblick des mit mechanischer Frömmelei verquickten Teutonismus, welcher am Hofe seines Vaters herrschte, nicht eben geeignet gewesen, dem heranwachsenden Prinzen seine Vorliebe für elegante Pariser Moden oder für französische Frei- und Schöngeisterei zu verleiden. Allein ebenso wahr ist, daß, nachdem der König die Nichtsnutzigkeit des Franzosenthums im Krieg und Frieden, an seiner Tafel zu Sanssouci, wie auf dem Schlachtfeld von Roßbach oder in seiner französischen Abenteurern anvertrauten Kaffee- und Tabaksregie, sattsam kennen gelernt hatte, es doch wohl der Mühe werth gewesen wäre, zu

untersuchen, ob denn eine Kultur, welche nur solche Resultate lieferte, wirklich über die vaterländische so unendlich erhaben sei. Wenn Friedrich bei seiner ans Wunderbare streifenden Arbeitsfähigkeit auch nur den zehnten Theil der Zeit, welche er mit französischer Versemacherei verlor, darauf verwandt hätte, das edle Streben der rings um ihn her erwachten deutschen Geister zu beachten, gewiß, Klopstock hätte ihn nicht mit vollem Rechte den „Fremdling im Heimischen" zu schelten Gelegenheit gehabt. Wenn der große König das angebliche Sapphothum einer Karschin mit zwei Thalern hinlänglich honorirt glaubte, wenn er von den gereimten und ungereimten Lobhudeleien der Gleim und Ramler keine Notiz nahm, wenn ihm zum Verständniß der religiösen Lyrik Klopstock's das Organ fehlte, so wird kein Verständiger ihn darum tadeln wollen. Aber was soll man dazu sagen, daß der königliche Literat die edelste Huldigung, welche dem Genius und der Stellung Friedrich's des Großen zu Theil geworden, die bei der ersten Aufführung durch die Döbbelin'sche Truppe am 19. März 1768 von den Berlinern mit unerhörtem Beifallssturm aufgenommene „Minna von Barnhelm" übersah, weil sie eben nur von einem Deutschen dargebracht wurde? Was dazu, daß er durch Unterhaltung einer französischen Akademie inmitten eines deutschen Landes die Geisteskultur desselben zu fördern wähnte? Was dazu, daß er noch im Jahre 1780, also nach dem Erscheinen der Emilia Galotti, des Götz und Werther, des Nathan und des Oberon, sein Libell „De la littérature allemande" ausgehen ließ, worin er mit der ganzen Naivetät der Ignoranz einen Shakspeare und Göthe schmähte und von seinen deutschen Landsleuten sagte, „sie hätten bislang Nichts gekonnt als essen, trinken und zuschlagen?" Wahrlich, zu einer Zeit, wo Lessing längst eine classische deutsche Prosa geschaffen und Wieland den Franzosen auf ihrem eignen Gebiete Lorbeeren abgerungen hatte, hätte man billig erwarten dürfen, daß ein deutscher Monarch, der noch dazu den An-

spruch erhob, ein Literat zu sein, die deutsche Sprache und Literatur nach ihren vorliegenden Leistungen statt nach seinem eigenen vorsündflutlichen und grotesken Deutsch beurtheile.

Unwillkürlich muß man, wenn man mit Bedauern von Friedrich's undeutschem Wesen redet, zugleich mit Freude des aufrichtigen Wortes von Kaiser Joseph dem Zweiten gedenken, daß „er das gemeinschaftliche Vaterland liebe und stolz darauf sei, ein Deutscher zu sein." Wie sehr auch Joseph seinen großen Gegner als Aufklärer zum Vorbild nahm, hinsichtlich der blinden Verehrung von Französischem und der ebenso blinden Verwerfung von Vaterländischem that er es ihm keineswegs nach. Es mag dieses, wie überhaupt der Unterschied zwischen Friedrich und Joseph, seinen Grund darin haben, daß jener mit dem Kopfe, dieser mit dem Herzen dachte. Das war Friedrich's Vortheil und Joseph's Unglück; aber wenn die Parallele zwischen dem aufklärerischen König und dem aufklärerischen Kaiser gewöhnlich so sehr zum Nachtheil des letzteren auszufallen pflegt, so vergißt man, daß es eine unendlich viel leichtere Sache war, den einheitlichen, vorwiegend von einer und derselben Nationalität getragenen, schon von Friedrich Wilhelm I. straff militärisch organisirten und an unbedingten Gehorsam gewöhnten preußischen Staat in die neuen Formen einzuzwängen, als das tief in hispanisch-mittelalterlicher Trägheit stecken gebliebene Oestreich, ein Conglomerat widerhaariger Nationalitäten, in einen modernen Staat umzuschaffen. Der Erfolg ist, was man auch sage, nicht allein der Maßstab der urtheilslosen Menge, sondern im Grunde auch der Werthmesser der Geschichte. Tadelnswerthestes, was Friedrich unternommen, z. B. die Theilung von Polen, wird gepriesen oder wenigstens bemäntelt, weil es ihm geglückt ist; Löblichstes, was Joseph angestrebt, z. B. die Befreiung des Ungarvolkes von oligarchischer Barbarei, genannt Verfassung, wird getadelt, weil es ihm mißglückte. Keine Frage, die oben berührte Schattenseite des auf-

geklärten Despotismus haftete in bedeutendem Grade auch an Joseph und seinem Thun, in noch höherem als an dem Friedrich's, weil dieser jenen, wie an Genie, so auch an Kenntniß der Geschäfte übertraf und, aller schönen Illusionen ledig, die Menschen nahm, wie sie sind. Aber wenn der edle Kaiser mit Herrscherthaten, welche — wie das Toleranz- und Preßfreiheitsedict von 1781, das Civilgesetzbuch von 1786, das Strafgesetzbuch von 1787 und das Steueredict von 1789 — zu den glorreichsten der deutschen, ja der Geschichte überhaupt gehören, verhältnißmäßig wenig oder nichts ausgerichtet hat, so war das doch wohl nur insofern seine Schuld, als er sich in dem Glauben an das Gerechtigkeitsgefühl der Privilegirten getäuscht und nicht erwartet hatte, der Unverstand der Massen würde so groß sein, daß sie gegen ihren Befreier und Wohlthäter Partei nähmen. Das war der tragische Irrthum, an welchem das beste Herz brach, welches jemals in der Brust eines Kronenträgers geschlagen hat. Joseph tritt uns menschlich viel näher als Friedrich. Denn wo wir diesen seiner Kraft und seiner Erfolge wegen bewundern, lieben wir jenen um seiner Güte und seiner Leiden willen. Und es ist auch gar nicht wahr, daß Joseph nur ein edler Schwärmer gewesen sei. Wie richtig und vorahnend der Grundgedanke war, von welchem er bei seinem Reformwerk ausging, der Gedanke, daß eine Regeneration Oestreichs auf der Einheit des Staates fußen müsse, dafür hat das 19. Jahrhundert Zeugniß abgelegt, indem es diesen Josephischen Gedanken wieder aufnahm und so den Manen des unglücklichen Kaisers wenigstens nach dieser Seite hin die schuldige Sühne bot.

6.

Nichts kann in seinen Wirkungen und Folgen auf und für das deutsche Kulturleben verschiedener sein, als der dreißigjährige

Krieg des 17. und der siebenjährige des 18. Jahrhunderts es gewesen sind. Denn wie jener alle Bildungskeime zu vernichten drohte und viele wirklich vernichtete, so hat dieser alle neu belebt und befruchtet. Zwar ist es nur billig, anzuerkennen, daß schon vor der bezeichneten Krisis da und dort in Deutschland Manches für Geltendmachung der neuen Ideen geschah; wie auch, daß bereits die große literarische Bewegung im Gange war, welche in Göthe und Schiller ihren Abschluß finden sollte. Allein im Großen und Ganzen zeigte sich das deutsche Leben doch so tief versumpft, daß die gründlichste Aufrüttelung vonnöthen war, um neuen Gestaltungen Luft, Licht und Raum zu schaffen. Als Held und Lenker dieser wohlthätigen Grunderschütterung ist Friedrich der Große, seiner Französirtheit zum Trotz, ein nationaler Kulturheros geworden. Göthe, der sonst in alten Tagen, als er die Erinnerungen seines Lebens aufzeichnete, von einem quietistischen, um nicht zu sagen schönfärbenden Hofton sich nicht immer fernhielt, hat an der Stelle von „Wahrheit und Dichtung", wo er von dem Einfluß des siebenjährigen Krieges auf die Literatur spricht, treffend geurtheilt, daß durch die Thaten Friedrich's erst ein wahrer, höherer, eigentlicher Lebensinhalt in die deutsche Poesie gekommen sei. Richtig hat er hervorgehoben, daß die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens eigentlich ein Glück gewesen sei; denn „man that Alles, um von dem Könige beachtet zu werden, aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für Recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen solle."

Das ist's! Man erreichte freilich nicht das zunächst Gewünschte und Gewollte, aber aus dem Widerspruch gegen die ungerechte Geringschätzung von Seiten des großen Königs erwuchs der deutschen Muse die Kraft, ihm zu zeigen, daß sie — wie es in Klopstock's edler Strafode heißt — „seiner werther sei als er sie

kenne." Ja, Friedrich's Antipathie gegen das deutsche Wesen war nicht die Mutter, aber recht eigentlich die Amme der freien Selbstbestimmung unserer Literatur. Hätte sich ihr der Held der Zeit freundlich zugeneigt, sein Einfluß wäre mächtig genug gewesen, die Literatur auf falsche Bahnen zu leiten, und im günstigsten Falle wäre uns dann im 18. Jahrhundert das zu Theil geworden, was Frankreich schon im vorhergehenden erhalten hatte, eine — wenn wir die Molière'sche Komödie ausnehmen — kalte, gespreizte, alles Natursinns baare und darum leblose Hofdichtung. Dank der hochmüthigen Abwendung Friedrich's von ihr, wurde die deutsche Bildung vor dem Unglück bewahrt, der heimischen Stätte ihrer naturgemäßen Entwicklung entrissen zu werden, den Kreisen des deutschen Mittelstandes. Aber Dank auch dem reformatorischen Walten Friedrich's und gleichgesinnter Fürsten, Dank der heilsamen Krisis des siebenjährigen Krieges, daß ein gebildeter Mittelstand in Deutschland aufkommen konnte, ein Stand, in welchem das eigenste Wesen unserer Nationalität zu neuen Thaten sich sammelte. Es ist eine der denkwürdigsten Erscheinungen in unserer Geschichte, daß gerade zu der Zeit, wo der Ruhm des populärsten Fürsten, welchen Deutschland seit Jahrhunderten besessen, die von demselben repräsentirte, empfohlene und befohlene französische Bildung entschiedener als je über die vaterländische triumphiren zu machen schien, — daß, sage ich, gerade zu dieser Zeit der deutsche Genius energischer als je seine Schwingen rührte, um seine kühnsten Flüge zu beginnen.

Die Anfänge dieser Bewegung waren bescheidene. Ihr Ziel, die Freiheit der Wissenschaft, die Lösung des denkenden Menschen aus den Fesseln dogmatischer Satzung, die Emanzipation der deutschen Kunst von der Willkür romanischer Theorie, wurde vorerst nur von wenigen auserwählten Geistern klar erfaßt. Die Herrschaft des „fremden Regelzwanges" wurde nicht plötzlich durch überwältigend originale Schöpfungen gebrochen, sondern zunächst

Schritt für Schritt vermittelst kritischer Bemühungen untergraben. Gegen die gallomanische Dictatur Gottsched's erhob sich im deutschen Süden, in der Schweiz, eine Opposition, welche sich auf die Bekanntschaft mit der englischen Literatur stützte. Die beiden Züricher Breitinger und Bodmer verneinten die französische Theorie, welche das Wesen der Poesie in die formelle, um nicht zu sagen ceremonielle „Correctheit" setzte, und führten aus, die Aufgabe des Dichters sei vielmehr, die Eingebungen einer lebendigen Phantasie und einer durch liebevolle Naturbetrachtung genährten frischen und warmen Empfindung anschaulich zu gestalten. Naturwahrheit und unmittelbare Stimmung müsse in die Poesie zurückkehren, der seit Opitz gültige, einseitig lehrhafte und moralisirende Standpunkt müsse überwunden und von der Didaktik und Lyrik zum Epos und Drama vorgeschritten werden. Aber die Deutschen waren durch die lange Abhängigkeit von der französischen Autorität ganz des Glaubens entwöhnt worden, daß sie durch eigene Kraft Etwas vermöchten, und so brachen sich der geschlossenen Phalanx der Gottschedianer gegenüber die neuen Prinzipien nur langsam Bahn. Erst dann, als Klopstock in den „Bremer Beiträgen" 1748 mit den ersten Gesängen des „Messias" hervorgetreten war, dämmerte die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer deutschen Originaldichtung auf.

Jedermann weiß, daß die Theilnahme, welche Klopstock's großes Werk bei seinem Erscheinen erregte, nicht nach den Eindrücken beurtheilt werden darf, welche der heutige Leser davon empfängt. Wenn heutzutage, wo wir seine ästhetischen Unzulänglichkeiten kennen, seine lyrische Verschwommenheit, seinen Mangel an sinnlicher Begreiflichkeit und epischer Plastik, diesem Gedichte nur noch die Bedeutung eines literarhistorischen Ereignisses zukommt, so hatte es damals das Vollgewicht einer nationalen That. Es wirkte in seiner Art so mächtig auf die Nation, wie zweihundert Jahre früher die Luther'sche Bibelübersetzung in

der ihrigen gewirkt hatte, und diese Wirkung wurde noch vervollständigt, bei den Gebildeteren sogar weit übertroffen durch Klopstock's Odendichtung, welche in einer Sprache voll ursprünglicher Frische und kernhafter Gedrungenheit von keuscher Liebe, enthusiastischer Freundschaft, regem Natursinn, patriotischen Anschauungen und edlem Lebensgenuß redete. Klopstock's Dichten war das Rieseln eines köstlichen Felsenquells in der dürren Wüste der Nachahmung. Endlich war in Deutschland doch wieder einmal ein Dichter aufgestanden, welcher, über die kläglichen Schranken der literarischen Convenienz mit Verachtung hinwegschreitend, in den eigenen Busen griff, aus „allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt," aus „allem Hohen, was Menschenherz erhebt," seine Inspiration schöpfte und, wenn auch in den Mitteln vielfach sich vergreifend, seinen Landsleuten zuerst das Gefühl des Vaterlandes wieder wachrief, durch sein Wort wie durch seine Persönlichkeit die Literatur Selbstständigkeit und Würde lehrte und in allen jungen Herzen ein religiöses Glühen für Alles entfachte, was „des Schweißes der Edlen werth."

Dennoch war es eine glückliche Fügung, daß der nicht selten in unersprießlichsten und unerquicklichsten Abstractionen sich bewegende Spiritualismus Klopstock's in dem Sensualismus Wieland's ein Gegengewicht fand. Wieland leitete die junge deutsche Poesie aus den seraphischen Regionen, wo sie mitunter in Gefahr war, in Weihrauch- und Thränendampfwolken zu verflattern, auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück. Ihm vornehmlich haben wir es zu verdanken, daß ein gedeihlicheres Wechselverhältniß zwischen Literatur und Leben angebahnt wurde, als bis dahin bestanden hatte. Kein Genius ersten Ranges, aber ein elastisches und vielseitiges Talent, war der Mann wie eigens dazu gemacht, unsere noch ungefüge und täppische Dichtung weltmännisch zu schulen. Seine Muse ist doch in der That eine Grazie gewesen, wenngleich diese deutsche Griechin ihre aus Paris verschriebene Coiffüre,

Chaussüre und Tournüre etwas zu kokett sehen ließ. Wieland beabsichtigte nicht und konnte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge nicht beabsichtigen, absolut Neues und Originales geben zu wollen. Er beschied sich, thatsächlich zu beweisen, daß ein deutscher Poet gerade so elegant und galant, so leicht und im Nothfall auch so leichtfertig schreiben könne wie ein französischer. Dadurch gewann er, während Klopstock die Jugend begeisterte, gereifteren Leuten, den Herren und Damen der französirten vornehmen Kreise ein Interesse für die deutsche Literatur ab und es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand für die Weiterentwicklung unseres Kulturlebens von nicht geringer Wichtigkeit sein mußte. Wieland, mit seiner toleranten Bonhommie, mit seiner weltmännischen Beweglichkeit und Heiterkeit, seiner gutmüthigen Skepsis und Ironie, mit seiner sokratischen Unterhaltungsgabe und seinem schelmischen Lächeln, er war vortrefflich dazu angethan, zwischen den bürgerlichen und den aristokratischen Classen den literarischen Vermittler zu machen. Als solcher hat er den idealistischen Strebungen der Zeit ein zierlich realistisches Gepräge aufgedrückt und dieselben als gangbare Münze in den großen Verkehr gebracht, so daß er in seinen alten Tagen mit vollem Recht als seines Verdienstes sich rühmen durfte, er habe fünfzig Jahre lang eine Menge von Ideen in Umlauf gesetzt, welche den Schatz der Nationalkultur vermehrt hätten.

Die literarischen Richtungen, welche von Klopstock auf der einen, von Wieland auf der andern Seite ausgingen, werden uns später begegnen, besonders da, wo wir die Literaturzustände, wie sie beim Auftreten Schiller's waren, ins Auge zu fassen haben. Wir führen also hier den Faden unserer Darstellung nicht bis zur „Sturm- und Drangperiode" fort, sondern berühren nur noch, was zur Abrundung der gegebenen Skizze von der aufklärerischen Bewegung dienlich sein mag. Selbstverständlich sieht der unbefangene Geschichtschreiber diese Bewegung nicht in der falschen und

verleumderischen Beleuchtung, in welcher pseudogenialische Romantiker von älterem und neuerem Datum dieselbe zu zeigen beliebten. Keine Frage, es gab unter den Aufklärern platte, mitunter unausstehlich prosaische und langweilige Gesellen und es lassen sich der Aufklärung bedauerliche Mißgriffe und bedenkliche Ausschreitungen nachweisen. Aber deßhalb die ganze Richtung in Bausch und Bogen verdammen, heißt nur die alte Forderung wiederholen, daß das Licht keinen Schatten werfen sollte. Schatten war da, aber nur der Schatten jener Fülle von Licht, die sich in der Aufklärungsperiode über die finstere Barbarei verbreitete, welche bis dahin das deutsche Leben bedrückt und beengt hatte.

Bürgerlich ihrem innersten Wesen nach, machte die Aufklärung den von ihr erzogenen Mittelstand zum Träger einer öffentlichen Meinung, welche sie neuschuf und in Achtung zu setzen wußte. Ueberall bereitete die hausbackene Verständigkeit der Aufklärer dem Humanismus die Wege, dessen höhere soziale und künstlerische Ziele freilich später mit dem bürgerlichen Mittelmaß nicht selten in Conflict kamen. Diese beiden Seiten der Aufklärung zeigt uns die typisch gewordene Gestalt des Berliner Schriftstellers und Buchhändlers Nicolai, welchen ein Lessing seiner Freundschaft und ein Göthe seiner Feindschaft würdigte. Von dem Nicolai'schen Kreise ging unmittelbar oder mittelbar der Aufschwung der deutschen Journalistik aus, welcher sich in den „Literaturbriefen", der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", den „Göttinger" und „Frankfurter gelehrten Anzeigen", der „Jenaischen Literaturzeitung", dem „Deutschen Merkur" und anderen Zeitschriften Organe schuf, welche die Kreise des Wissens auf bisher unbekannte Entfernungen ausdehnten. Indem so die deutsche Bildung aufhörte, eine exclusiv gelehrte zu sein, und nach Gemeinfaßlichkeit strebte, ist es bei der vorwiegend theologischen Stimmung der Deutschen von größter Wichtigkeit gewesen, daß die aufklärerische Tendenz innerhalb der Theologie selber Fuß faßte. Der Pietismus war im Verlaufe der

Zeit nicht weniger hohl und geistlos geworden als die Orthodoxie, gegen welche er in seinen bessern Tagen reagirt hatte. Die Bemühungen eines Dippel und mehr noch die eines Edelmann, ihr religiöses Bewußtsein aus den Banden der Sectirerei zu retten, hatten einen Uebergang vom Mysticismus zum Kriticismus angebahnt. Gelehrte wie Semler, Michaelis und Reimarus suchten nun auch in der Theologie das Prinzip der freien Forschung zu Ehren zu bringen und in Verbindung damit befehdeten die Popularphilosophen Spalding, Abbt, Sturz, Eberhard, Mendelssohn, Garve und Zimmermann hierarchischen Fanatismus, bigote Kopfhängerei und barbarischen Aberglauben aller Art. Die gemeinsame Arbeit dieser Schriftsteller machte in religiösen Dingen jene liberale Denkweise herrschend, welche man Rationalismus nennt, und pflanzte Duldsamkeit in unzählige Herzen. Eine andere Reihe von Aufklärern, voran die beiden Moser, Pütter, Schlözer und Möser, der preiswürdige „Anwalt des Vaterlandes", unterzogen sich der herkulischen Arbeit, die politischen Vorstellungen aufzuhellen, Unrecht und Gewaltthat zu rügen und das eingeschlafene Bewußtsein des Staatsbürgerthums wieder in den Deutschen zu wecken. Eine große Reform der empirisch-historischen Wissenschaften vollzog sich, ausgehend vornehmlich von der 1736 eröffneten Universität Göttingen, wo Heyne, der Vorläufer von Friedrich August Wolf, classische Philologie, Kästner und Lichtenberg Mathematik und Physik lehrten. Durch Schröckh und Planck wurde die kirchliche, durch Spittler und Heeren die weltliche Geschichtschreibung, durch Eichhorn die Kulturhistorik auf neue Grundlagen gestellt, d. h. auf die einer vorurtheilslosen Kritik, und Winckelmann seinerseits eröffnete durch seine geniale Betrachtung der griechischen Kunst Anschauungen, an welchen unsere Classik wesentlich zur Vollendung sich heraufgebildet hat. Von nicht geringerer Bedeutung waren die aufklärerischen Bemühungen, das Gebiet der Erziehung von mittelalterlich-scholastischem Wust reinzu-

fegen und auch hier an die Stelle des theologischen Schlendrians humanistisch-realistische Prinzipien zu setzen. Allerdings blieben die in den sogenannten „Philanthropinen" angestellten pädagogischen Sturm- und Drangversuche eines Basedow nicht frei von Thorheit und Charlatanismus, dafür aber bewährte sich der hochherzige Pestalozzi als ein pädagogischer Reformer, dessen mathematisch-analytische Methode des Anschauungsunterrichts für die Volkserziehung eine neue Epoche begründete. Erst von da an existirte die Möglichkeit, daß die Gesammtheit der Nation allmälig in den Kreis humaner Bildung eintreten konnte.

Unterdessen waren zwei auserwählte Geister vorgerückt, um der deutschen Aufklärung in nationalliterarischer und wissenschaftlicher Richtung den höchsten Ausdruck zu geben, — Lessing und Kant. Von Letzterem wird zu handeln sein an dem Orte, wo der Einfluß der Kantischen Philosophie auf Schiller zur Sprache kommen muß. Was Lessing angeht, so war seine literarische Bedeutung für Deutschland keine geringere als die politische Friedrich's des Großen. Lessing ist der eigentliche Befreier unseres Landes von der geistigen Fremdherrschaft geworden, indem er darthat, daß der Deutsche da, wo er diente, zu herrschen berufen sei. In diesem großen Manne verband sich vielseitigstes Wissen und rastloseste Arbeitskraft mit klarstem Verstande und reifster Besonnenheit, sittliche Gediegenheit des Charakters mit erleuchteter Vaterlandsliebe. Mit seinen theologischen und archäologischen Streitschriften hebt unsere wissenschaftliche, mit seinen Literaturbriefen, seinem Laokoon und seiner Hamburger Dramaturgie hebt unsere ästhetische Kritik an. Er schob den pseudoantiken Flitterstand des französischen Geschmacks bei Seite, zeigte hinter demselben das wirkliche antike Schönheitsideal und lehrte, was und wie von diesem die deutsche Kunst lernen solle. Er zuerst begriff und verkündigte die Größe Shakspeare's und welche Wirkungen Deutschland und die Welt von diesem Genius empfangen könne.

Von Lessing zu reden vermag ein Deutscher nicht, ohne daß ihm das Herz aufginge. Er war es, der, französischem Uebermuth deutsches Selbstgefühl entgegensetzend, das stolze Wort sprach: „Man zeige mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte“ — und bewies durch Thaten, wie sehr berechtigt er war, so zu sprechen. Er stellte schon 1755 den geschraubten Declamationen des französischen und französirenden Drama's die bürgerliche Lebenswahrheit seiner Sara Sampson entgegen, gab 1763 unserer Literatur ihre beste Komödie, die Minna von Barnhelm, eine Dichtung voll nationalen Gehalts, und schuf 1772 die erste deutsche Tragödie, welche diesen Namen verdiente, seine Emilia Galotti. Sein Lebenlang hat er die Wahrheit gesucht um ihrer selbst willen. Nie ist ein gemeiner, selbstsüchtiger Gedanke in dieses einsame, edle und männliche Herz gekommen und nur einmal stieß der tapfere Kämpfer einen halbunterdrückten Schmerzensschrei aus, als der Tod das Weib, welches ihn liebte, frühzeitig hinwegnahm. Der klare, frische, energische Gedankenstrom des theuren Mannes drang reinigend bis in die dunkelsten Winkel des Augiasstalls deutscher Philisterei. Immer auf seinem Posten, immer schlagfertig, erhöhte er, ob er strafte, ob er anerkannte, die Wirkung seines Wortes durch edelstes Maßhalten. Dem Lichte der Vernunft ein unbeirrbares Auge zugekehrt, schritt er vor, das Gewürm der Finsterniß unter seinen Fersen zermalmend, nach allen Seiten hin das Gestrüppe barbarischer Gewöhnung und conventioneller Lüge niedertretend, überall anregend, pfadzeigend, mustergebend. Er ist der erste wahrhaft freie Mensch, Forscher und Künstler in unserem Lande gewesen. Mit seiner Vaterlandsliebe hat er nicht groß gethan, aber auf Schritt und Tritt hat er sie bethätigt. Und Deutschland erschöpfte nicht die Fülle seiner Liebe. Jene weltweite Gesinnung, welche „die Sache der Menschheit als die eigene betrachtet,“ schwellte seine Brust und dictirte ihm am Ende seiner Laufbahn

das Schauspiel vom weisen Nathan, ein Hoheslied deutscher Humanität und deutschen Weltbürgerthums, ein Gedicht voll wunderbarer Zukunftsahnung, welches unserem Auge die tröstliche Fernsicht in eine wahrhaft humane Entwicklung der Menschheit aufthut. So hat denn Lessing unserer Classik ihr Ziel vorgezeichnet: die Füllung hellenisch schöner und maßvoller Formen mit deutschem Gemüth und Geist, mit germanischer Innerlichkeit. Dieses „moderne Griechenthum", welches in Göthe und Schiller culminirte, hat seine Mängel und Gebrechen, wie alles Menschliche; aber darob sollte man nicht vergessen, daß das moderne Griechenthum es war, welches uns Deutsche zu freien Menschen machte und uns befähigt, freie Staatsbürger zu werden.

Jener Bildungstrieb, jene lebhafte Theilnahme für die Literatur, jene Empfänglichkeit für das Schöne, wodurch sich die deutsche Gesellschaft der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so vortheilhaft auszeichnete, sie weckten und nährten neben der Poesie auch die übrigen Künste. Von geringer Bedeutung war freilich, was zunächst in den bildenden, in Baukunst, Bildnerei und Malerei, geleistet wurde. Zwar kamen reiche Sammlungen von Kunstschätzen zusammen, in Düsseldorf, Dresden, Wien und Berlin, auch wurden Kunstschulen eröffnet und ein Mengs, ein Hackert, ein Chodowiecki erwarben daheim und auswärts dem künstlerischen Talent der Deutschen Ruf und Achtung; allein im Ganzen waren die bildenden Künste innerlich doch allzusehr im leidigen Zopfthum befangen und äußerlich viel zu sehr nur Spielwerk launischen Mäcenatenthums, als daß sie auf die Entwicklung der nationalen Kultur bedeutend hätten einwirken können. Erst mußte das von Winckelmann angeregte Studium der Antike durchgreifen, erst mußte unsere aufstrebende Dichtung dem Künstlerauge neue Welten aufschließen, bevor die Möglichkeit gegeben wär, daß die Carstens, Schick und Wächter, die Dannecker

und Schinkel einen von der Verschnörkelung französischer Pseudoclassik emanzipirten Kunststyl in Deutschland begründeten.

Rascher zugleich und glänzender als der Vorschritt der bildenden Künste war der Aufschwung deutscher Musik und deutscher Schauspielkunst. Geistvolle Theoretiker, ein Mattheson und ein Marpurg, thaten für die Musik, was die Kritik Winckelmann's und Lessing's für die bildende Kunst und die Poesie wirkte, und mit solcher Aufhellung der Begriffe vom Musikalisch-Schönen ging die schöpferische Praxis einer ganzen Reihe talentvoller und genialer Tondichter Hand in Hand. Benda führte das Melodram, Hiller das Liederspiel bei uns ein, Haydn gab uns die heitere Anmuth seiner Symphonieen und ließ den Schöpfungsmythus und der Jahreszeiten Wechseltanz in großen Tongemälden an den entzückten Ohren seiner Zeitgenossen vorübergehen. Gluck verschaffte der Naturwahrheit und dem Tiefsinn deutscher Musik einen glänzenden Triumph über italische Weichlichkeit und Ueppigkeit, indem er einen edleren Opernstyl begründete. Auf Gluck folgte Mozart, der Göthe der Musik, und schon rüstete sich Beethoven, neben den Schöpfer des Don Juan zu treten, wie der Dichter des Wallenstein neben den des Faust trat.

Bei der entschiedenen Bevorzugung, welche das musikalische Drama an den Höfen fand, war es für das recitirende, das eigentliche Schauspiel, eine sehr schwierige Aufgabe, aus dem rohen Naturalismus des vagabundirenden Komödiantenwesens einerseits, aus der Gottschedischen Oede der rhetorischen Phrase andererseits zur Höhestellung und Geltung eines nationalen Bildungsmittels sich heraufzuarbeiten. Ein erster Schritt hiezu war die Stabilität des Theaters, wofür die Fixirung der Ackermann'schen Truppe, welcher auch Eckhof angehörte, im Jahre 1767 zu Hamburg ein wirksames Beispiel gab. Nachdem hier das erste deutsche „Nationaltheater" gegründet war, entstanden solche auch anderwärts, wie zu Wien, wo Kaiser Joseph 1776 die deutsche Bühne unter

seinen unmittelbaren Schutz nahm und das nachmals so berühmt gewordene Burgtheater einrichtete. Die Thätigkeit Lessing's als Dramaturg und dramatischer Dichter, die genauere Bekanntschaft mit Shakspeare, die weitere Einrichtung von Nationaltheatern zu Mannheim und Berlin, ferner die dramatischen Jugendthaten Göthe's und Schiller's, welche das Publikum elektrisirten, endlich das Auftreten so großer Schauspieler, wie Schröder, Beil, Beck, Iffland und Fleck waren, — das Alles wirkte gemeinsam, die deutsche Schauspielkunst zu heben, zu adeln und ihr das lebhafteste Interesse der Nation zuzuführen.

So finden wir denn, Alles zusammengehalten, daß die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für unser Vaterland eine jener gesegneten Perioden gewesen ist, wo alle edlen Triebe und Neigungen des Menschen in Saamen schießen, zu Blüthen ausschlagen und Früchte reifen. Ja, das war eine schöne, große, hohe Zeit, allen ihren Unzulänglichkeiten, Ueberhebungen und Irrthümern zum Trotz. Es ist vom Jahre 1784 ein kulturgeschichtliches Document auf uns herabgekommen, welches nicht ohne eine Beimischung von Selbstgefälligkeit, aber im Ganzen wahr und richtig das Zeitalter der Aufklärung charakterisirt. Ich meine die „Gedächtnißurkunde an die Nachkommenschaft", welche am 3. November 1856 in dem Behufs einer Reparatur herabgenommenen Thurmknopfe der Margarethenkirche zu Gotha gefunden wurde. Sie lautet so: — „Unsere Tage füllten den glücklichsten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Der unseren Eltern so schreckliche Feind der Christenheit zittert vor unserer Macht. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate geschenkt. Glau-

benshaß und Gewissenszwang sinken dahin; Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen und tief dringen unsere Blicke in die Werkstätte der Natur. Wir haben dem Blitze seinen Weg vorgezeichnet, mit seinem Feuer in unseren Zimmern gespielt und unheilbare Krankheiten damit geheilt. Wir haben die Luft durchschifft, haben Pflanzen nach Belieben vermählt und den Embryo im Hühnerei ohne Brütwärme entwickelt. Wir haben das Pest- und Blatterngift durch Einpfropfung besiegt, haben dreizehn Luftarten gefunden, Metalle in ihnen in Brand gesteckt, sie statt Schießpulvers verbraucht. Wir haben weißes Gold entdeckt, Quecksilber gehärtet und, was weit mehr ist, wir haben Aberglauben bestritten, besiegt und dichte Dunkelheit zerstreut. Handwerker nähern sich gleich den Künstlern der Vollkommenheit, nützliche Kenntnisse keimen in allen Ständen. Aber Schöngeisterei und Empfindelei sind die Plagen unseres Zeitalters und zügellose Modesucht und übertriebener Prunk hemmt den allgemeinen Wohlstand. . . . Hier habt ihr eine getreue Schilderung unserer Zeit. Blickt nicht stolz auf uns herab, wenn ihr höher steht und weiter seht als wir; erkennet vielmehr aus dem gegebenen Gemälde, wie sehr wir mit Muth und Kraft euren Standort emporhoben und stützten. Thut für eure Nachkommenschaft ein Gleiches und seid glücklich!"

Erstes Buch.

Schiller's Lehrjahre.

1759 — 1782.

Wie aus des Berges stillen Quellen
Ein Strom die Urne langsam füllt
Und jetzt mit königlichen Wellen
Die hohen Ufer überschwillt;
Es werfen Steine, Felsenlasten
Und Wälder sich in seine Bahn,
Er aber stürzt mit stolzen Masten
Sich rauschend in den Ocean!

So sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und Nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Die Ideale.

Erstes Kapitel.

Die Heimat.

Altwürtemberg. — Die Schwaben. — Zur Geschichte des Landes. — Der Herzog Karl Eugen. — Glanzvolle Hofhaltung. — Das „Schreiberparadies". — Kirche, Schule und Gelehrsamkeit.

„In Deutschland dürfte sich kaum eine Gegend finden, welche schöner wäre als das Würtemberger Land. Der Boden ist vortrefflich, das Klima mild und gesund, Berge, Thäler, Wiesen, Quellen und Wälder, Alles höchst angenehm. Die Feldfrüchte gedeihen ungemein, der Wein ist wie das Land. Stuttgart selbst nennen die Schwaben das irdische Paradies; so anmuthig ist die Lage der Stadt."

So schrieb im Mai 1519 Ulrich von Hutten aus dem bei Eßlingen aufgeschlagenen Feldlager des schwäbischen Bundesheeres, welches in Würtemberg eingerückt war, um die Wegnahme der Bundesstadt Reutlingen an dem übelberathenen Herzog Ulrich zu rächen. Der berühmte Ritter, welcher den wider Erwarten rasch beendigten Kriegszug im Sinne eines Bluträchers für seinen von Ulrich erschlagenen Vetter Hans mitmachte, war vollauf berechtigt, zwischen Würtemberg und anderen deutschen Landschaften Vergleichungen anzustellen; denn schon hatte er das Vaterland bis zu den Ostseegegenden hinauf, nach Olmütz hinüber und nach Wien hinab durchwandert und konnte daher aus eigener Anschauung reden. Er hat auch kaum zu viel gesagt, denn, in Wahrheit, Altwürtemberg ist ein schönes Stück Erde. Die Bergwälle des Schwarzwaldes im Süden und Westen, der schwäbischen oder rauhen Alp im Osten, des Welzheimer Waldes im Norden umgränzten das Herzogthum, welches aus den Umwälzungen der napoleonischen Zeit als ein Königreich hervorgegangen ist, so ziemlich mit Verdoppelung seines früheren Flächeninhalts. Der Neckar, aus dem tannendunkeln Schwarzwald hervorbrechend, zuerst in nordöstlicher Richtung am Fuß der kühngegipfelten Alp hinströmend, dann nach scharfer Abbeugung bei Plochingen in malerischen Windungen westnördlich ziehend, ist der Hauptfluß des Landes. Von der Neckarniederung laufen links und rechts in reizendem Wechsel Höhenzüge und Thaleinschnitte aus, jene auf ihren Scheiteln Laub- und Nadelgehölz tragend und zahlreiche Quellen von kleinen Flüssen in die Thäler niedersendend, diese in saftigem Wiesengrün oder im goldenen Aehrenschmuck prangend. Da und dort schon am oberen, überall aber am unteren Laufe des Neckars siehst du die anmuthig geschwungenen Hügelhalden mit Rebenpflanzungen bedeckt. Zahlreiche kleine Städte, im Obstbaumschatten ruhende Dörfer, Weiler und Höfe bieten das Bild eines wohlbesiedelten Landes, welchem in Gestalt häufig vorkommender Burg-

ruinen auch die Erinnerungszeichen „romantischer" Vergangenheit nicht fehlen.

Von ihren Stammesbrüdern im „Oberland" lange durch politische und, seit der Reformation, noch einschneidender durch religiöse Verhältnisse getrennt, machen die Altwürtemberger oder „Unterländer" ohne Frage einen begabtesten und eigenthümlichsten deutschen Volksstamm aus. Acker- und Weinbau, bei der unter ihnen außerordentlich vorgeschrittenen Güterzerstückelung mit beispiellosem Fleiße betrieben, bilden noch heutzutage die breite Grundlage ihres Daseins. Es sind zähe, beharrliche, an Arbeit und Entbehrung von Kindesbeinen an gewöhnte Menschen. Mit einem Stücke Brot und einem Kruge Cider ausgerüstet, geht der „Wingärter" (Weingärtner) frühmorgens an sein mühseliges Tagwerk, von welchem erst der letzte Dämmerschein des Abends ihn abruft. Das Aeußere dieses arbeitsamen Geschlechtes stellt sich durchschnittlich nicht gerade vortheilhaft dar. Starker Knochenbau, mittelgroße, gedrungene, sehnige Leibesgestalt, flachsblondes Haar, blaßblaue Augen, — das ist altwürtembergischer Typus. Das Landvolk in der Regel frühzeitig allzusehr „zusammengeschafft", um schön sein zu können, in den Städten jedoch und überhaupt bei behaglicherer Existenz männliche und mehr noch weibliche Schönheit nicht selten. Die Frauen schlank, vollbusig, frischer Hautfarbe, und wenn nicht immer regelmäßiger, so doch häufig anmuthiger Gesichtsbildung. Bei beiden Geschlechtern bemerkt man im Gang etwas Lässiges, in der Haltung etwas Unbeholfenes, im Gang das, was wir Schwaben „latschig" nennen. Aber auch da, wo diese Mängel nicht durch höhere Bildung aufgehoben oder wenigstens gemildert sind, in den Augen ein Ausdruck zutraulicher Gutmüthigkeit, auf der Stirne ein Stral von Intelligenz und um den Mund ein Zug halbversteckter Schalkheit und Schelmerei, ohne welchen namentlich ein hübsches „Schwobamädle" gar kein solches wäre. Summa: knorrige, bei der ersten Begegnung

und besonders gegen Fremde zurückhaltende und verstockte, mitunter ganz „viereckig" sich anstellende, aber strebsame, ausdauernde, tiefinnerliche, auf das Ernste und Tüchtige gerichtete Menschen. Reich ausgestattet mit Phantasie und Abstractionskraft, sehr oft von einer starken Ader Humors durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuß geneigt, heute grüblerisch bis zur Hypochondrie, morgen lustig bis zum Exceß, gemüthliche „Kneipbrüder" und finstere „Stündler", nicht selten dem kühnsten Idealismus leidenschaftlich zugewandt und doch auch wieder bedächtig, zaudernd, hochfliegendste Entwürfe mit unerbittlichster Kritik zersetzend, — so sind die Schwaben.

Altwürtemberg war, wie Jedermann weiß, aus kleinen und dunkeln Anfängen allmälig zu einem Herzogthum des deutschen Reiches erwachsen. Wenn der Reisende heutzutage im Stuttgarter Bahnhof den Dampfwagen besteigt, gelangt er auf dem südöstlichen Schienenweg längs des schönen Schloßparks binnen wenigen Minuten in einen Tunnel, welcher unter der königlichen Villa Rosenstein durch den Hügel gebohrt ist. Beim Hinausrollen aus dem finsteren Gewölbe auf die über den Strom gespannte Brücke geht ein Landschaftsbild von bezaubernder Anmuth vor seinen Blicken auf, das Neckarthal zwischen Cannstadt und Eßlingen. Mittelpunkt und Krone des ganzen Bildes ist der Rothe Berg, eine über dem Dorfe Untertürkheim aus dem reizenden Rebenhügelgelände vorspringende Kuppe, von welcher ein tempelförmiges Gebäude thalwärts schaut. Es ist das Mausoleum einer schönen, klugen und guten Frau, der Königin Katharina, deren Andenken in Würtemberg zu den gesegnetsten gehört. An der Stelle, wo König Wilhelm der betrauerten Gemahlin dieses Denkmal erbaut hat, stand früher die Stammburg des alten Dynastengeschlechts der Herren zu Würtemberg und Beutelspach. Im 12. und 13. Jahrhundert finden wir sie als Grafen und vortretende Anhänger der Hohenstaufen, von deren preisgegebener Hin-

terlassenschaft sie sich dann einen reichen Antheil zu erwerben wußten. Der Hohenstaufenberg selbst bildete bis zu den großen Veränderungen, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts eintraten, Altwürtembergs Gränzmarke gegen die reichsstädtischen und reichsritterschaftlichen Gebiete in den oberen Thalschaften der Rems und Fils. Nachdem am Ende des 15. Jahrhunderts durch den trefflichen Eberhard im Bart das Haus Würtemberg den Herzogshut überkommen hatte, wurde zur Reformationszeit das Land durch seinen im Exil nachdenklich gewordenen Herzog Ulrich zum Lutherthum hinübergeführt. Es blieb von da an ein Hauptsitz und eine Hauptstütze des lutherischen Bekenntnisses im südwestlichen Deutschland. Hier, wie überall, war dieses Bekenntniß im 17. Jahrhundert dogmatischer Erstarrung verfallen und so konnte es bei dem schwäbischen Bedürfniß gemüthlicher Anregung nicht fehlen, daß beim Aufkommen des Pietismus viele Gemüther von der Landeskirche sich abwandten und in allerlei Sektirerei religiöse Befriedigung suchten. Mochte diese jedoch in orthodoxer oder in pietistischer Form gesucht werden, immerhin trug das Leben Altwürtembergs eine vorschlagend religiöse Färbung und das theologische Studium blieb von allen gelehrten Disciplinen die am meisten gepflegte und geehrte.

Der verheerende Sturm des dreißigjährigen Krieges hat auch an Altwürtemberg seine volle Wuth ausgelassen. In diesen schrecklichen Drangsalen sanken 8 Städte, 45 Dörfer, 36,000 Häuser in Asche und verminderte sich die Bevölkerung von 400,000 Köpfen auf 48,000. Noch hatte sich das Land von den Nachwehen des ungeheuren Unglücks nicht erholt, als die Kriege Ludwig's XIV. neue Heimsuchungen brachten. Und das war noch nicht das Schlimmste. Denn mit dem 18. Jahrhundert begann auch für Würtemberg die unheilvolle Wirkung, welche die Regierungs- und Hofhaltungsweise des genannten französischen Autokraten auf Deutschland übte, die Periode, wo jeder deutsche

Fürst sein Versailles und seine Montespan haben wollte, die Periode, welche unter der Ueberschrift „die schweren Zeiten der Grävenitz" ein düsterstes Kapitel der Geschichte von Altwürtemberg ausmacht. Damals fing die Französirung der vornehmen Kreise in Tracht, Sitte, Bildung und Sprache an. Zu dem bis dahin herrschend gewesenen, steiflutherischen, aber ehrbaren und patriarchalischen Ton des Lebens kam der ganze Wust französischer Etikette, französischer Geziertheit und — französischer Sittenlosigkeit. Widerhaarigstes stand da nebeneinander. Droben in den winkeligen Gassen der Universitätsstadt Tübingen stiegen, mittelalterlich bemantelt, in steifster Gravität lutherische Scholastiker umher; drunten durch die breiten, schnurgeraden Straßen von Ludwigsburg tänzelten in Alongeperücken und Bandrosenschuhen Nachbilder der Versailler Hofherren, von Stickereien strotzend, von Bändern und Spitzen flatternd, bisamduftend, galante Arien aus italischen Opern trällernd.

Nachdem die Gewaltsamkeiten der Regierung von Eberhard Ludwig's Nachfolger Karl Alexander durch den plötzlichen Tod dieses Fürsten — dem als tragisches Nachspiel die Hinrichtung seines verhaßten Ministers, des „Jud Süß" folgte — ein Ende gefunden, gelangte nach kurzem vormundschaftlichen Interregnum Karl Eugen im Jahre 1744 als Sechszehnjähriger zum Regiment und das glühende Temperament des jungen Herzogs durchbrach bald die Schranken der weisen Lehren über Regentenpflichten, welche er aus dem Munde Friedrich's des Großen zu vernehmen Gelegenheit gehabt hatte. Es war in dem jungen Fürsten Etwas von dem Stoffe zu einem großen Herrscher, ja vielleicht für Altwürtemberg nur zu viel; denn es mag billig angenommen werden, daß er an der Spitze eines großen Staates seine unzweifelhaft bedeutenden Gaben zu wohlthätiger Entfaltung gebracht hätte, während er als Herzog von Würtemberg die erste Hälfte seiner Regierungszeit an den Versuch verlor, wenigstens im Styl eines

größten Monarchen von damals zu leben. Beseelt von einem Machtgefühl, wie es souverainer nicht die Brust des vierzehnten Ludwig's geschwellt hatte, wollte der Herzog gewiß nicht ein allbekanntes Wort des Bourbon parodiren, sondern nur seine innerste Ueberzeugung kundgeben, als er eines Tages dem Sprecher einer Bürgerdeputation von Tübingen, welcher bescheiden an die Noth des Vaterlandes erinnert hatte, zuherrschte: „Was Vaterland? Das Vaterland bin ich!" Daß dieses absolute Machtbewußtsein mit der altwürtembergischen Verfassung schlecht sich vertrug, versteht sich von selbst. Wenn aber gesagt werden muß, daß Karl in seinen Zerwürfnissen mit der aus den Prälaten (Generalsuperintendenten) und den Abgeordneten der Städte bestehenden Landesvertretung mit äußerster Willkür dreinfuhr, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß diese „Landschaft" weit mehr nur eine oligarchische Familienkette als eine wirkliche Volksrepräsentation gewesen ist. Wie streng jedoch immer die Geschichte über Regiment und Lebensführung des Herzogs bis zum Jahre 1770 urtheilen mag und muß, gewiß ist, daß es selten einen populäreren Fürsten gegeben hat, als er war und noch ist. Ueberall, wohin man in Altwürtemberg den Fuß setzt, lebt das Andenken an Herzog Karl oder, landesmundartlich zu sprechen, an „Karl Herzich" im Volke fort. Er ist dem Altwürtemberger, was der alte Fritz dem Altpreußen ist, eine halbmythische Figur, der Held von hundert Anekdoten. Alle seine Irrthümer und Fehler, alles Gewaltsame und Verletzende, was er selbst beging oder Höflinge, Soldaten und Beamte mit Herzen von Stein und Stirnen von Bronce, wie Montmartin und Rieger, Wittleder und Gegel, begehen ließ, alle Folgen seines Soldatenluxus und seiner Jagdlust, seiner zügellosen Sinnlichkeit und seiner Sucht, um jeden Preis zu glänzen, kurz, alle seine Ausschreitungen sind vergessen; aber von seiner Leutseligkeit und Zugänglichkeit, von seiner ungemein geschickten Art, sich zu dem

gemeinen Mann herabzulassen, von seinen Sentenzen und Scherzreden erzählt man sich noch immer in den Kunkelstuben. Zudem war er ein höchst stattlicher Mann, dessen feuriges Auge und männlich schönes Gesicht, dessen körperliche Rüstigkeit und frankes Auftreten der Menge imponirten, während seine Liebenswürdigkeit, wenn er liebenswürdig sein wollte, feinste Damen in Reifröcken und Stelzchenschuhen und barfüßige Bauernmädchen gleichermaßen bezauberte.

Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, war des Herzogs Hofhaltung die glänzendste in Deutschland und der herzogliche Bibliothekar Uriot hatte vermittelst im umständlichsten Curialstyl verfaßter Festbulletins („Déscriptions“) dafür zu sorgen, daß Mit- und Nachwelt hierüber in keinem Zweifel sein könne. Alles, was zum Hofe gehörte, war reich, prächtig, üppig. Zahllos die höhere und niedere Dienerschaft: es wimmelte da von Marschällen, Kammerherren, Jagdjunkern, Pagen, Lakaien, Heiduken, Mohren und Läufern. In mit Goldstickerei bedeckten, mit kostbarem Rauchwerk besetzten Uniformen zogen die Leibjäger auf, paradirten die Leibhusaren, thaten die Leibtrabanten ihren Dienst. Von einer zahlreichen Stalldienerschaft wurden im herzoglichen Marstall an sechshundert Pferde edler Zucht verpflegt. Ein wohlgerüstetes Waidgefolge begleitete mit englischen und dänischen Meuten den Gebieter zu seinen Festinjagden, wobei Tausende von Hirschen, Wildschweinen und anderem Gewild erlegt wurden. Alles betrieb der Fürst in großem Maßstab. So seine Baulust, so sein Gefallen an Musik, Oper und Ballet. Er hatte zu Architekten einen Leger, Bilfinger, Retti und De la Guepière, er baute das neue Schloß zu Stuttgart, das Seehaus, die Solitude, Hohenheim. Guibal malte die Decken der Prachtschlösser, welche des Gebieters Wink plötzlich in Wald und Wildniß erstehen ließ, — Asyle ländlicher Zurückgezogenheit, wie er meinte, aber bald Sitze rauschender Feste. Eine Wolke vornehmer Gäste erschien dabei, Dutzende von Fürsten,

Reichsgrafen und Edeldamen. Jagden, Bankette, hohes Spiel, „Wirthschaften“, venetianische Messen und Concerte füllten die Festtage aus. Die Abende brachten theatralische Augenweide, Bälle, Illuminationen und Feuerwerke, welche Veronese, der „erste Pyrotechniker Europa's“, anfertigte. Das Opernhaus zu Ludwigsburg, nach damaligem Geschmack im Innern mit Spiegelglas bekleidet, war das größte in Deutschland. Künstler von europäischem Rufe, mit Gewährung jeder Forderung aus Italien und Frankreich verschrieben, waren da thätig. Jomelli führte den Taktstock, Noverre leitete das Ballet, in welchem Vestris auftrat, gnädig seine Zeit zwischen Paris und Stuttgart theilend. Aprile war Primuomo, die Masi Primadonna, Nardini, Lolli und Teller spielten Geige, Rodolfi blies das Horn, Plas die Hoboe. Wenn in den Prunkopern Schlachtszenen vorkamen, erschienen vier- bis fünfhundert Figuranten und ganze Schwadronen mit beschuhten Pferden auf der Bühne.

Abseits von diesem höfischen Glanz, in Kreisen, welche mit den hauptstädtischen nicht in allzunaher Berührung standen, ging inzwischen die altwürtembergische Lebensführung ihren herkömmlich einfachen und genügsamen Gang. Frucht-, Obst- und Weinbau bildeten die Nahrungsquellen der Bevölkerung. Industrie und Handel befanden sich noch im Zustande schüchterner Anfänge und Versuche. Die Stände waren auch im geselligen Verkehre schroff getrennt, der durchschnittlich arme und auf Hofdienst angewiesene Adel vom Bürgerthum und dieses von der Bauerschaft. Das Beamtenthum — Altwürtemberg hieß das „Schreiberparadies“, über welchem sich ein sehr exclusiver „Verwandtschaftshimmel“ wölbte — bildete eine Welt für sich. Der barsche „Er-Styl“ und eine weitschweifige, mit barbarischen Latinismen gespickte Kanzleisprache bezeichneten die weite Kluft zwischen Regierenden und Regierten. Durchschnittlich gering besoldet, suchten sich die öffentlichen Diener nicht selten durch Erlangung unrecht-

mäßiger Vortheile zu helfen. Die Landeskirche hielt sich streng innerhalb der Schranken lutherischer Rechtgläubigkeit und war in ein pedantisches Tabellenwesen verstrickt. Das ging mitunter bis zum absolut Lächerlichen. Unter dem Volke wucherte der Pietismus und verlieh seinem Dasein die Färbung düsterer Resignation. Für den Volksunterricht war übrigens seit der Reformation in Würtemberg wenigstens so viel geschehen, daß auch auf dem Lande den Kindern die Möglichkeit offenstand, etwas lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Aber wie überall vor der großen Pestalozzi'schen Reform, war auch hier das Volksschulwesen ein todter Mechanismus. In philologischer und theologischer Gelehrsamkeit hatten seit den Tagen des Reuchlin und Brenz die Würtemberger einen guten Ruf. Das Gymnasium illustre in Stuttgart, die lutherischen Klosterschulen im Lande und die Universität Tübingen erzogen Schaaren jener wohlbekannten „schwäbischen Magister", welche als Informatoren in alle Welt gingen. Aber dieses ganze altwürtembergisch-gelehrte Wesen hatte etwas klösterlich Enges, Befangenes, Gedrücktes, vermischt nicht selten mit einem Magisterdünkel, welcher neuen Ideen den Zutritt nur deßhalb wehrte, weil sie von auswärts kamen. Die aufstrebende vaterländische Literatur brach sich in Würtemberg nur schwer und langsam Bahn; denn in gelehrten Kreisen wurde sie lange als bloße Spielerei über die Achsel angesehen, während von den höfischen Kreisen aus die französische Bildung gegen sie reagirte. Allerdings gab es zu Herzog Karl's Zeiten auch in Würtemberg Gelehrte, welche sich nicht damit begnügten, auf herkömmlichen Standpunkten theologische und juristische Quartanten zu schreiben, sondern für die geistige Bewegung des Jahrhunderts ein offenes Auge und einen regen Sinn zeigten; allein wie sich zu dieser Bewegung die Entscheidung gebenden Kreise verhielten, erhellt klar genug aus dem Umstand, daß gerade die erleuchtetsten Geister, welche bis zum Ende des Jahrhunderts

aus dem Lande hervorgingen, in der Heimat keine Stätte der Wirksamkeit finden konnten.

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, Altwürtemberg, als in einem unbedeutenden Landstädtchen, unter dem Dach eines bürgerlichen Hauses, das mehr den Namen einer Hütte verdiente, der größte Genius geboren wurde, welchen Schwaben dem Vaterlande gegeben hat.

Zweites Kapitel.

Das Elternhaus.

Marbach. — Johann Kaspar Schiller und Elisabeth Dorothea Kodweiß. — Ein bürgerlicher Haushalt vom Jahre 1749. — Friedrich Schiller geboren. — Ein Gang am Ostermontag. — Lorch. — Erster Unterricht und erste Freunde. — Die Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd. — Ludwigsburg. — Zwei Ludwigsburger Figuren: Schubart und Zilling. — Die Schule. — Das Landexamen. — Die Confirmation.

Eine starke Wegstunde unterhalb des Einflusses der Rems in den Neckar liegt am rechten Ufer desselben auf ansteigendem Boden das Städtchen Marbach. Die Landschaft trägt ganz den früher berührten altwürtembergischen Charakter: sie ist weder großartig noch auch besonders malerisch, aber der stillgleitende Strom, das Wiesengrün der Thalsohle, die Rebenhügel mit den Obstbaumgruppen dazwischen verleihen ihr idyllische Anmuth. Marbach ist ein so echtes und gerechtes schwäbisches Landstädtchen, wie es nur eines geben kann. Die während des 15. Jahrhunderts im gothischen Styl schön erbaute Alexanderskirche, Ueberreste einer starken Ringmauer und ein wohlerhaltener mittelalterlicher Thorthurm bezeugen, daß die Marbacher Commune in früherer Zeit Anläufe genommen habe, wie sie seit den Kriegstrübsalen, welche im 17. Jahrhundert über den Ort ergingen, nicht mehr vorkamen. Was heutzutage die Städte zu Städten macht, die Theilnahme an der industriellen und commerciellen Bewegung, fehlt dem durch

die modernen Verkehrsmittel zur Seite geschobenen Marbach. Es ist ein sogenanntes Bauernstädtchen, d. h. die Mehrzahl seiner Bewohner beschäftigt sich mit Landwirthschaft. Dem Fremden mag zunächst die Menge der Wirthshausschilder das Auffallendste sein. In der That, es ist dafür gesorgt, daß ein guter Theil des in der Umgebung gebauten Weines und Ciders in der Stadt selbst ausgeschenkt werde.

Aber der Reisende, welchen eine fromme Absicht hergeführt, wird die langgestreckte Hauptgasse — sie macht eigentlich das ganze Städtchen aus — rasch durchmessen. Er beugt in südöstlicher Richtung in eine gegen die Kirche hinführende Nebengasse aus und gelangt auf einen freien Platz, wo ein Rohrbrunnen steht. Hier sieht er sich einem kleinen Hause mit Riegelwänden gegenüber, unter dessen linker Dachecke ein plumpes Bäckerschild vorspringt. Es stellt sich recht arm und niedrig dar, dieses Bäckerhäuschen, außen und innen. Ein kleiner verrauchter Vorplatz führt dich von der Hausthüre zu einigen hölzernen Stufen, über welche hinweg du in die Stube gelangst. Bänke laufen längs der Wände, ein großer Kachelofen und ein plumper Tisch verengen den ohnehin knappen Raum. Die Stube sieht ganz bäurisch und gewöhnlich aus. Eine kleine schwarze Gipsbüste in der Wandecke und ein kleiner Schrank mit etlichen Bänden, deren Titelschild ein erlauchter Name ziert, erinnern dich nur schwach daran, daß du auf geweihtem Boden stehest. Aber alledem zum Trotz und selbst der widerwärtigen Störniß durch eine Unzahl summender Fliegen ungeachtet fühlst du in dir eine Regung vom Cultus des Göttlichen im Menschenleben.

Denn in diesem Raume wurde am 10. November 1759 Friedrich Schiller geboren. Dort in der Ofenecke, wo jetzt eine große Bäckermulde steht, stand einst die Wiege des Dichters.

An den Umstand, daß in Schiller's Geburtshaus noch jetzt das Bäckerhandwerk betrieben wird, knüpft sich zwanglos die Be=

merkung, daß der Dichter auf väterlicher und mütterlicher Seite Bäcker zu Vorfahren hatte. Sein Vater, Johann Kaspar Schiller, geboren am 27. October 1723, war der Sohn des Bäckers und Schultheißen Johannes Schiller, welcher in dem großen, zwei Stunden nordwärts von dem alten Hohenstaufenstädtchen Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld wohnte, wohin des Dichters Urgroßvater von Großheppach im Remsthal gezogen war. Wenn auch nicht mit voller, so doch mit einiger Sicherheit läßt sich Schiller's väterlicher Stammbaum bis in die Zeit des Bauernkriegs hinauf verfolgen. In dem schönen, weinreichen Heimatthal mögen die Altvorderen des Dichters schon in den Tagen, wo der „arme Konrad" gegen unerträglichen Feudaldruck die Fahne bäuerlicher Empörung erhob, schlichte und fleißige Winzer gewesen sein. Johann Kaspar Schiller verlor im Alter von zehn Jahren seinen Vater. Er wurde zu einem Chirurgen in die Lehre gethan, nahm, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, als Feldscherer Dienste in einem baierischen Husarenregiment, mit welchem er in den Niederlanden den östreichischen Erbfolgekrieg mitmachte, neben seinen wundärztlichen Pflichten gelegentlich auch die eines Unteroffiziers erfüllend. Nach dem Abschluß des Friedens von Aachen 1748 in die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in Marbach als Wundarzt nieder. Hier lernte er im Hause des Bäckers und Gastwirths zum Löwen, Georg Friedrich Kodweiß, dessen Tochter Elisabeth Dorothea kennen. Die Bekanntschaft gedieh zu gegenseitiger Neigung und im Jahre 1749 wurde das Paar Mann und Weib.

Des Sohnes Ruhm hat auch auf die Eltern einen verklärenden Schimmer zurückgeworfen; aber die poetische Ausstaffirung, welche man ihnen anthat, hält vor einer näheren Untersuchung nicht Stand. Johann Kaspar und Elisabeth Dorothea Schiller waren redliche, brave, gute Menschen und auch nicht ohne geistige Strebsamkeit; allein das Bemühen, Andeutungen von Genialität

in ihnen aufzuzeigen, ist ein eitles. Der Chirurgus Schiller war ein Mann von kleiner Statur, aber wohlproportionirt, rüstig und lebhaft, verständigen Gesichtsausdruckes, etwas steifmilitärischer Haltung und nicht ohne einen Zug von Pedanterie um den Mund. Redlich bemüht, auch in späteren Jahren noch die Lücken seiner Bildung möglichst auszufüllen, entzog er sich den Einwirkungen der aufklärerischen Tendenzen jener Zeit nicht, ohne darum im Wesentlichen den religiösen Ueberzeugungen seiner Jugend untreu zu werden. Er hielt sein Lebenlang mit Entschiedenheit die Bräuche lutherischer Hausandacht fest, aber er war auch einsichtsvoll genug, dem großen Sohne nicht mit engherzigen Bekehrungsversuchen zur Last zu fallen. Ein Mann strenger Ordnung und Pflichterfüllung, gewann er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Achtung seiner Untergebenen im hohen Grade. Es muß bei all der Festigkeit, womit er auf sein hausväterliches Ansehen hielt, in seinem Gebahren etwas Tiefgemüthliches gewesen sein; denn Gattin und Kinder bezeugten ihm bis zuletzt nicht allein tiefe Ehrerbietung, sondern auch innigste Liebe. Zuweilen scheint sein vorwiegend praktisches Naturell eines höheren Aufschwungs fähig gewesen zu sein und es wäre möglich, daß er in einer solchen Stunde wirklich jenen Morgenpsalm in Reimen verfaßt hätte, welchen man später unter den Papieren seiner Gattin fand. Frau Elisabeth Dorothea war bei ihrer Verheiratung ein schlankes Mädchen mit hochblonden, ins Röthliche spielenden Haaren. Ohne schön zu sein, besaß sie eine edelgebildete Stirne, gewinnend milde Züge und seelenvolle Augen, deren Blick zu der lauteren Herzensgüte stimmte, welche in jungen und alten Tagen ihre Physionomie wohlthuend auszeichnete. Sanft und demüthig, hing sie mit Zärtlichkeit an den Ihrigen, ertrug stillgefaßt die Prüfungen des Lebens und wartete ihrer Pflichten mit geräuschlosem Fleiß. Sie war keine Empfindlerin oder Schwärmerin, auch keine Musikerin oder gar Dichterin, zu was Allem eine übel-

berathene Pietät sie hat machen wollen. Aber ihr religiöses Gefühl war tief, und wenn ihre Bildung über das Maß der Kenntnisse eines altwürtembergischen Bürgermädchens im Ganzen nicht hinwegragte, so wohnte ihr doch ein reger Sinn für die Natur, wie für das Schöne und Große in der Geschichte inne. In ihren knappzugemessenen Mußestunden las sie gerne, neben der Bibel die Gedichte von Gellert und Uz, auch Naturgeschichtliches und mit besonderer Vorliebe die Lebensbeschreibungen großer Männer.

In Betracht der genügsamen bürgerlichen Verhältnisse von damals begann der Hausstand der Neuvermählten unter nicht ungünstigen Umständen. Der Bräutigam hatte als Junggesell sparsam gelebt und der Marbacher Löwenwirth, welcher später verarmte, war zu jener Zeit noch ein Mann, der seiner Tochter Etwas mitgeben konnte. So brachten die jungen Eheleute ein Vermögen von siebenhundert Gulden zusammen. Allein obgleich ihr Bund acht Jahre lang kinderlos blieb, mußte der Gatte bald bemerken, daß die Erträgnisse seiner Barbierstube und seiner wundärztlichen Praxis doch nur ein kümmerliches Auskommen boten. Gerade zur Zeit, als der siebenjährige Krieg ausbrach, scheint er sich verlangender als bisher nach einer Aenderung und Besserung seiner Lage umgesehen zu haben. Vielleicht auch ermunterte ihn das Beispiel seines Herzogs, den Krieg, wie dieser in Form eines Subsidienvertrags mit Frankreich im Großen, so für seine Person und mit Einsetzen seiner Person im Kleinen zu einer Erwerbsquelle zu machen. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß er es satt hatte, den Marbachern ihre Wochenbärte abzunehmen und den Marbacherinnen zur Ader zu lassen. Genug, er nahm wieder Militärdienste und erhielt ein Patent als Fähnrich und Adjutant im würtembergischen Regiment Prinz Louis. Während er sich anschickte, mit demselben nach Böhmen zu rücken, gab Frau Elisabeth Dorothea ihrem Eheherrn im September 1757 das erste

Kind, ein Töchterlein, welches den Namen Christophine erhielt. Bekanntlich haben sich der Herzog von Würtemberg und seine Soldaten im Kampfe gegen den alten Fritz, wie der große Preußenkönig an den Beiwachtfeuern schon damals hieß, nicht eben hervorgethan, außer etwa in dem, was in der neueren und neuesten Kriegssprache euphemistisch „Rückwärtsconcentriren" genannt wird. Der Fähnrich Schiller indessen hatte Gelegenheit, seine vielfachen Gaben für seine Kameraden nutzbar zu machen, indem er neben dem Degen gelegentlich auch das chirurgische Besteck führte und außerdem, wo es noththat, den Dienst eines Feldkaplans versah.

Es war im Spätherbst 1759, als Schiller, zum Lieutenant im Romann'schen Infanterieregiment avancirt, in dem Uebungslager stand, welches, so lange die Soldatenlust des Herzogs währte, zu dieser Jahreszeit jedesmal auf dem Neckarplateau zwischen Ludwigsburg und Cannstadt aufgeschlagen war. Zufolge einer Ueberlieferung, welche anzuzweifeln kein Grund vorliegt, stattete Frau Elisabeth von ihrem elterlichen Hause in Marbach aus ihrem Gatten einen Besuch im Lager ab und wurde unter dem Dach seines Zeltes von den Vorwehen ihrer zweiten Niederkunft überfallen. Mit Noth konnte sie noch die kurze Strecke ins Elternhaus zurücklegen und wurde hier am 10. November von einem Knaben entbunden. Vielleicht dachte die Mutter lebhaft an jenen Lagerbesuch zurück, als sie später „Wallenstein's Lager" las.

Am 11. November 1759 wurde der Knabe getauft und zwar auf die Namen Johann Christoph Friedrich. Er war ein zartes Kind, welches von den Kinderkrankheiten viel zu leiden hatte. Besonders hart setzten ihm die Kinderkrämpfe zu, welche man in Schwaben mit dem Namen „Gichter" bezeichnet. Wie gemüthlich, war der Junge auch körperlich mehr nach der Mutter als nach dem Vater geartet. Von Frau Elisabeth hatte er den schlanken Körperbau, das röthlichblonde Haar, die breite Stirne und die

sanftblickenden Blauaugen, welche, in jungen Jahren oft krankhaft afficirt, ein gutmüthig-schelmisches Blinzeln sich angewöhnten. Die robuste Gesundheit, das rüstige Wesen des Vaters fehlte dem Kinde; aber es hatte von demselben andere treffliche Anlagen überkommen, die sich später zu schönsten Charaktereigenschaften entwickelten.

Der kleine Fritz blieb mit der Mutter und Schwester im großväterlichen Hause zu Marbach, bis nach Abschluß des Hubertsburger Friedens (1763) der Vater nach Würtemberg zurückkam. Eine bleibende Stätte war aber der Familie Schiller noch nicht bereitet. Frau Elisabeth mußte ihrem Gatten nach Cannstadt folgen, wo er in Garnison stand, und von da bei der Verlegung seines Regiments nach Ludwigsburg. Jetzt begann auch die väterliche Einwirkung auf den Knaben und zwar war dieselbe nach der Sinnesweise des Vaters hauptsächlich eine religiöse. Schwester Christophine, in schwäbischer Abkürzung Phinele, welche mit gränzenloser Liebe an dem Bruder hing, hat, hochbetagt, aus dem Schacht ihres außerordentlich treuen Gedächtnisses Erinnerungen heraufgeholt, wie sich der kleine Fritz bei dem patriarchalischen Hausgottesdienst der Familie benahm. Wenn der Vater, erzählt sie, aus der Bibel vorlas oder die Morgen- und Abendgebete sprach, „da war es ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens." Christophine hat uns auch einen weiteren charakteristischen Zug aus ihren und ihres Bruders Kindertagen überliefert. Frau Elisabeth pflegte die sonntägliche Muße zu benutzen, um mit ihren Kindern von Ludwigsburg aus ins großväterliche Haus nach Marbach zu wandern. Auf einem solchen Gang an einem frühlingsmilden Ostermontag erzählte die Mutter den Kindern die evangelische

Geschichte, wie sich auf dem Wege der zwei Jünger nach Emmaus Jesus zu ihnen gesellte. Während der Erzählung waren die Dreie auf den Gipfel der Anhöhe gelangt, wo der Weg ins Neckarthal abfällt, und, hingerissen von dem Zauber feiertäglicher Ruhe ringsher und wie inspirirt von dem Hauche der Andacht, welcher aus dem evangelischen Berichte sie anwehte, knieten Mutter und Kinder auf den Rasen nieder und beteten still.

Im Jahre 1765 ward Herr Johann Kaspar unter Verleihung des Hauptmannscharakters mit einer Mission betraut, welche gewiß seinen Wünschen nicht sehr entsprach. Er wurde commandirt, als Werboffizier nach der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd zu gehen, mit der Erlaubniß, in dem würtembergischen Gränzflecken Lorch zu wohnen. Der Hauptmann nahm seine Familie mit und schlug zu Lorch in der Herberge zur Sonne sein Quartier auf. Das langgestreckte Dorf liegt anderthalb Stunden unterhalb der genannten Stadt an der Rems. Durch tiefgrünen Wiesengrund schlängelt sich der Fluß. Tannenbewaldete Höhen schließen das Thal ein. Ostwärts vor dem Dorfe windet sich die Rems um den Fuß eines steilvorspringenden Hügels, der auf seinem breiten Rücken das alte Kloster Lorch trägt, welches mit vielem Anderen aus der hohenstaufischen Verlassenschaft an das Haus Würtemberg gekommen. Zur Zeit der Römerherrschaft im südlichen Deutschland stand hier ein Castell, welches die Römerstraße durch den Welzheimer Wald deckte. Die Hohenstaufen begabten das Kloster reichlich und machten die Klosterkirche zu ihrer Familiengruft. Doch ruht keiner der großen Kaiser und Könige des Hauses in derselben, wohl aber neben vielen Gliedern der Familie jene byzantinische Prinzessin Irene, Gemahlin des durch Otto von Wittelsbach ermordeten Königs Philipp, welcher der Schrecken und Gram über die Unthat das Herz brach. Auf der Nordseite des im Bauernkrieg halbzerstörten Klosters breitet eine ungeheure, vielhundertjährige Linde ihre Aeste aus. Von der südlichen Ring-

mauer herab genießt man eines prächtigen Ausblickes auf das Remsthal und auf die kühngeformte Bergreihe des Albuch. Von dieser zweigen sich drei isolirte Kalksteinpyramiden ab, der Hohenstuifen, der Hohenrechberg und der Hohenstaufen, welche sich auf der Hochebene zwischen Rems- und Filsthal wie die Winkelpunkte eines unregelmäßigen Dreiecks gegenüberstehen. Es ist ein zugleich heimelig und romantisch gelegener Ort, dieses Lorch, und mit seiner Natur, seinen sagenhaften Ueberlieferungen und geschichtlichen Erinnerungen wohlgeeignet, in jungen begabten Menschen dichterische Stimmungen zu erregen. Wohl möglich daher, sogar wahrscheinlich, daß während seines Aufenthalts in Lorch den kleinen Fritz zum ersten Mal jene ebenso vage als süße Träumerei und Traumbildnerei überkam, jener gaukelnde Instinkt des Schaffens und Gestaltens, welcher zu Dichtern Geborene schon mit Knabenaugen die Welt anders ansehen lehrt, als gewöhnliche Menschenkinder sie sehen.

In Lorch erhielt der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht und zwar durch den Pfarrer des Ortes, Philipp Ulrich Moser, welcher der Hausfreund der Schiller'schen Familie wurde. Er hatte zum Mitschüler den Sohn des Pfarrherrn, Christoph Ferdinand Moser, mit welchem und der Schwester Christophine er gemeinsam lesen, schreiben und die übrigen Anfangsgründe des Wissens lernte. Bald wurde auch zum Latein vorgeschritten. Der Lehrer war eifrig und streng, gewann sich aber doch die Zuneigung seines von Haus aus an ernste Zucht gewöhnten Zöglings. Was Fritzens Vorschritte im Lernen betrifft, so waren es keine ungewöhnlichen. Er ist überhaupt keines jener frühreifen Wunderkinder gewesen, deren ungesunde Treibhausentwicklung nur in seltensten Fällen die erregten Erwartungen erfüllt. Man weiß auch von keinen pikanten Einfällen und vorzeitigen Genieblitzen aus seinen Kinderjahren oder, wo solche ein Biograph kritiklos dem andern nacherzählte, lassen sie sich unschwer auf die trübe Quelle

Oemler'scher Phantasie zurückführen. Unzweifelhaft wahr dagegen ist die bekannte Erzählung Christophine's, daß ihr kleiner Bruder schon frühzeitig das Bedürfniß fühlte, den Vorstellungen, welche ihn bewegten, Worte zu verleihen, und bei der vorherrschenden Richtung, welche die schwäbische Bildung damals zur Theologie hatte und zum Theil noch jetzt hat, ging es ganz natürlich zu, daß Fritzle von der Mutter oder Schwester sich eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen ließ, auf einen Stuhl stieg und von dieser Kanzel herab eine Predigt hielt. Wie Kinder zu thun pflegen, nahm er die Sache sehr ernst und wurde unwillig, wenn Jemand über seine Vorträge lachte. „Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele." Allerdings, nur darf man dabei Zweierlei nicht vergessen: erstlich, daß Schiller vermöge seiner ganzen Geistesanlage weit mehr dazu berufen war, ein Prediger für die Menschheit als für die Kirche zu werden, und zweitens, daß die Symptome theologischer Neigungen in dem Knaben sicherlich von der Mutter und wohl auch vom Vater genährt wurden, theils aus frommem Sinn theils in Berücksichtigung des Umstandes, daß die im protestantischen Würtemberg bestehenden Klosterschulen die Mittel boten, den Sohn ohne bedeutende Kosten zu einem geachteten Berufe heranzubilden.

Fritz hielt sich fleißig zur Schule und Kirche und seine unbegränzte Herzensgüte gewann ihm die Liebe Aller, mit welchen er in Berührung kam. Das Leben im elterlichen Hause oder vielmehr Quartiere war einfach, sparsam, selbst dürftig, denn der Sold des Vaters blieb aus und die Familie mußte von den kleinen Ersparnissen früherer Jahre zehren. Doch herrschte Friede und Eintracht in diesem genügsamen Kreise. Kam der Vater von seinen Geschäftsgängen heim, so beschäftigte er sich viel mit den Kindern, erklärte ihnen die geschichtlichen Denkmäler der Gegend, erzählte ihnen vom großen Friedrich und schilderte, was er selbst vom Kriege und Lagerleben gesehen. In ihren Freistunden tum-

melten sich die Geschwister mit dem jungen Moser in Feld und Wald und machten weite Gänge in die Berge. Zu den drei Spielgenossen hatte sich noch ein vierter gesellt, der einige Jahre jüngere Karl Philipp Conz aus Lorch, welcher sich später in seinem Heimatland als Philolog und Poet bekannt machte und ein treuer Freund Schiller's blieb. Waren die Kinder spielmüde, so saßen sie wohl mitsammen droben unter der uralten Klosterlinde, sahen in die schöne Landschaft hinaus, erzählten sich Geschichten und vertrauten einander, was sie Alles im Leben werden und thun wollten.

Eindrücke und Anregungen ganz neuer Art mußte Fritz in der nahen Stadt Gmünd empfangen, wohin er mit Vater und Mutter nicht selten kam. Es gab hier für einen streng im lutherischen Lehrbegriff erzogenen Knaben viel Ueberraschendes zu sehen und zu hören. Die alte Reichsstadt, sowie die an ihr kleines Gebiet angränzende Grafschaft Rechberg waren im Gegensatz zum würtemberger Land der alten Confession zugethan geblieben. Die Gmünder galten sogar weitum für ganz besonders eifrige Katholiken. Die Stadt zählte nicht weniger als vier Mönchsklöster und zwei Nonnenklöster. Aber ihre Einwohner, durch eine blühende Gold- und Silberindustrie und einen ausgebreiteten Handel in behaglichen Umständen, waren nicht nur sehr katholisch, sondern auch sehr lebenslustig. Daher begleitete ein ebenso glänzender als heiterer Pomp die zahlreichen religiösen Feste. Auf dem freien Platz bei der schönen gothischen Kathedralkirche war zu Ostern die weitläufige Mysterienbühne aufgeschlagen, auf welcher nach mittelalterlichem Brauche die Passionsgeschichte Christi tragirt wurde. Es ist aber kaum anzunehmen, daß bei Anschauung dieses Mysterienspiels der junge Schiller die ersten theatralischen Eindrücke erhalten habe, und zwar darum nicht, weil dem strengen Vater solches Spiel wie eine Profanirung von Heiligstem vorkommen und er deßhalb die Seinigen davon fern-

halten mochte. Dagegen ist ausgemacht, daß Fritzle und Phinele häufig nach dem sogenannten Salvator oder Kalvarienberg bei Gmünd gingen, einem aus der katholischen Umgegend außerordentlich stark besuchten Wallfahrtsort. Eine Reihe von halboffenen Kapellen, in welchen die Leidenshistorie Jesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist, zieht sich die Anhöhe hinauf. Oben steht eine weitschichtige, zum Theil in den lebendigen Fels gehauene Kirche. An gewissen Festtagen war der Salvator, dessen Höhe eine reizende Fernsicht gewährt, das Ziel stattlicher Prozessionen, welche sich mit wehenden Fahnen, tönenden Hymnen und klingender Musik den Berg hinaufbewegten. Droben wurde im Freien gepredigt und hierauf in einer offenen Halle, wo die am Altar dienende Priesterschaft der versammelten Volksmasse sichtbar war, ein solennes Hochamt celebrirt. Weihrauchwolken wirbelten empor, Orgelklänge antworteten dem Meßgesang des Priesters und die dichtgedrängte Menge sank vor der erhobenen Monstranz auf die Kniee. Ich glaube keiner Willkürlichkeit mich schuldig zu machen, wenn ich annehme, daß auf den Anblick dieses Schauspiels, dessen der junge Schiller zu wiederholten Malen genossen haben mag, die Keime jenes ästhetischen Interesses für das Poetische im katholischen Cult, von welchem im Gang nach dem Eisenhammer, in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans so beredte Beweise gegeben sind, zurückzuführen sein dürften.

Den Hauptmann drängte es inzwischen um so mehr, von seinem unergiebigen Posten wegzukommen, als sich seine Familie zu Anfang des Jahres 1766 wieder um ein Töchterlein, Luise, vermehrt hatte. Er war außerdem vielleicht der ganzen Soldaterei und jedenfalls des Werbgeschäftes müde. Seine Herzensneigung ging auf die Landwirthschaft und zwar speziell auf die Obstzucht, deren theoretische und praktische Seite er eifrigst cultivirte. Hiezu erhielt er Gelegenheit, als ihn auf eine nachdrück-

liche Vorstellung hin der Herzog 1768 endlich von Lorch abrief und zur Garnison von Ludwigsburg commandirte. Der einförmige Garnisonsdienst genügte dem Thätigkeitstrieb des Mannes nicht. Er miethete in der Umgebung der Stadt ein Stück Land und legte auf demselben eine Baumschule an, deren treffliches Gedeihen bald auch die Aufmerksamkeit des Herzogs erregte, welcher bei allen seinen Fehlern doch schon damals ein Auge für Tüchtigkeit und Strebsamkeit hatte. Was den jungen Fritz angeht, so mochte er sich nur schwer und ungern von dem ihm liebgewordenen Lorch trennen. Wenigstens hat er in späterer Zeit gern und oft an das vom Hohenstaufen überragte Remsthal zurückgedacht. Auch seines dortigen Lehrers Moser erinnerte er sich mit dankbarer Pietät, wie das edle dem würdigen Pastor in den Räubern aufgerichtete Denkmal bezeugt.

Zunächst freilich mag das rauschende Leben, welches sich damals auf den breiten Straßen von Ludwigsburg entfaltete, die Erinnerung an das idyllische Lorch in dem Knaben zurückgedrängt haben. Die Stadt war zu dieser Zeit herzogliche Residenz, denn Karl hatte seine ewigen Händel mit der „Landschaft“, die in Stuttgart tagte, diese Hauptstadt des Landes dadurch entgelten lassen wollen, daß er seinen glänzenden Hof nach Ludwigsburg verlegte. Wir haben diesen Glanz schon früher berührt und ist also hier nur zu sagen, daß die Szenen des Luxus und Prunkes, namentlich die phantastischen Aufzüge zur Carnevalszeit, die venetianischen Messen und dergleichen Schaustellungen mehr, auf Fritzens lebhafte Phantasie bedeutend gewirkt haben müssen. Er sah auch — bei welcher Gelegenheit, ist nicht anzugeben — zum ersten Mal eine theatralische Darstellung, eine jener italischen Prunkopern, welche mit der höchsten Verschwendung von Decorations- und Maschineriekünsten über die Bretter des prächtigen Opernhauses gingen. Die Folgen blieben nicht aus. Der künftige Dramatiker regte sich in dem heranwachsenden Knaben. Pläne zu

Trauerspielen gingen ihm durch den Kopf und auch zu Versuchen zur Ausführung derselben kam es, aber die Hauptsache blieb doch vorerst eine spielende Nachahmung des Gesehenen. Mit Beihülfe der treuen Christophine, welche ein hübsches Talent zum Zeichnen und Malen besaß, wurde ein Theaterchen zusammengepappt, wurden Figuren ausgeschnitten und so ward ein leidliches Puppenspiel zuwegegebracht, welches die Geschwister mitsammen agirten, vor einem Kreise von leeren Stühlen, welche die Zuschauerschaft vorstellen sollten.

Damals muß Fritz auf den Straßen von Ludwigsburg oft einem Manne begegnet sein, aus dessen schwelgerisch aufgedunsenem Gesicht unter einer prachtvollen Stirne hervor geistvolle Augen keck in die Welt blickten und der seinen modischen Anzug mit genialer Nachlässigkeit trug. Das war Christian Friedrich Daniel Schubart, der Poet und Musiker, welcher, nachdem er in dem Bergstädtchen Geißlingen den Schulmeisterbakel geführt und ein ehrsames Bürgermädchen geheiratet hatte, als Stadtorganist nach Ludwigsburg berufen worden war. Nicht zu seinem Glücke, denn das heiße Temperament des Mannes fand in der üppigen Residenz, wo ihn sein Witz und seine poetischen und musikalischen Gaben in den Kreisen vornehmer und niedriger Lebemänner beliebt machten, Gelegenheit zu zügelloser Entwicklung. Ludwigsburg war in jenen Tagen eine Stätte sittlicher Verdorbenheit und die überwiegende Mehrzahl der dortigen Gesellschaft illustrirte recht klärlich das goldene Dichterwort von den schlimmen Einflüssen fürstlicher Ausschreitungen. Schubart schwamm lustig mit dem Strome. Nicht genug, daß er das Trinken bis zum Exceß trieb, er hielt sich auch eine Art von Maitresse. Einen schroffen Gegensatz zu dem leichtsinnigen Organisten bildete aber sein Vorgesetzter, der Special Zilling, seines Zelotismus halber vom Volke nur „der lutherische Pfaff" genannt. Dieser Zilling ist eine recht typische Figur eines altwürtembergischen Hierarchen. Ortho=

dor bis zur Vornirtheit, hielt er, wenigstens nach unten, mit solcher Gravität auf seine geistliche Würde, daß ihm sogar sein leiblicher Bruder, welchen der Zufall zu seinem Küster gemacht, den Kirchenrock nicht ohne tiefe Verbeugungen umhängen durfte. Zwischen ihm und Schubart mußte es natürlich bald zu heftigen Reibungen kommen. Der leichtfertige Lebenswandel des Organisten bot dem Special begierig ergriffene Gelegenheit zu Denunciationen; allein er drang entscheidenden Ortes erst dann damit durch, als Schubart's unbezähmbarer Hang zu Spott und Satire über die Zilling'sche Region hinaufgriff. Jetzt erhielt der Poet im Mai 1773 jenen Laufpaß, welcher eine so köstliche Probe altwürtembergischen Kanzleistyls abgibt, und begann sofort seine publizistische Odyssee, welche vier Jahre später in der Kerkerhöhle auf Hohenasperg ein schreckliches Ende nehmen sollte.

Bei der Uebersiedelung der Eltern nach Ludwigsburg wurde Fritz ein Zögling der lateinischen Schule der Stadt, wo, da dieselbe wesentlich eine Vorbereitungsanstalt für die theologischen Klosterschulen war, hauptsächlich Latein, sowie die Anfangsgründe des Griechischen und Hebräischen gelehrt wurden. Der Magister Johann Friedrich Jahn, unter dessen Obhut Fritz hier kam, war weder mehr noch weniger Pedant als andere Magister von damals, und wenn er gerne vermittelst des Stockes seinen Schülern „der großen Römer Weisheit auf den Rücken malte," so that er damit weder mehr noch weniger als andere Präceptoren auch. Gegen Ostern 1769 mußte Fritz nach Stuttgart wandern, um dort das Landexamen zu bestehen. „Landexamen!" furchtbares Wort, dessen Furchtbarkeit in ihrem ganzen Umfang nur ein altwürtembergisches Knabenherz ermessen kann. Die Einrichtung besteht meines Wissens noch heute. Alljährlich müssen die Zöglinge der niederen lateinischen Schulen, welche sich der Theologie widmen wollen, nach Stuttgart kommen, um sich von den Lehrern des dortigen Gymnasiums prüfen zu lassen, ob sie der Aufnahme

in die klösterlichen „Seminarien" würdig seien. Viermal, von 1769 — 72, hat der junge Schiller diese Prüfungen mit gutem Erfolg bestanden. Er war ein fleißiger Schüler, schon um dem strengen Vater genugzuthun. Nur mit der Religion haperte es, d. h. der mürrische Präceptor konnte es gar nicht begreifen, daß, während er in der Schule mit der ganzen trostlosen Trockenheit damaliger Katechetik dogmatische Langeweile trieb, der Fritz lieber unter der Bank heimlich geistliche Lieder von Luther und Gerhard las. Da wurde denn der Stock in Thätigkeit gesetzt und ohne Weiteres der Schluß gezogen, es habe „der Knabe noch gar keinen Sinn für Religion." Charakteristisch genug las Fritz zur nämlichen Zeit, wo dieser Ausspruch geschah, gerade mit besonderem Eifer die Psalmen und die Visionen und Orakel der Propheten. Von dem Genius, welcher in dem Knaben schlummerte, hat keiner seiner Ludwigsburger Lehrer auch nur die entfernteste Ahnung gehabt und man kann es ihnen auch kaum verdenken, eben weil dieser Genius noch ein schlummernder war. Fritz gehörte zwar zu den besten Zöglingen der Schule und that sich in den oberen Classen, wo Ovid, Virgil und Horaz „tractirt" wurden, namentlich im Latein hervor. Aber es muß gesagt werden, daß die lateinischen Distichen, welche er da verfertigte, den übriggebliebenen Proben nach zu urtheilen, den künftigen Dichter nicht errathen ließen. Sie erheben sich, sowohl Inhalt als Form betreffend, durchaus nicht über das Niveau derartiger Schulexercitien. Lebhaft erhielt sich unter seinen Schulkameraden die Erinnerung an seine Seelengüte und Liebenswürdigkeit. Die schwächeren seiner Mitschüler appellirten nie vergeblich an seine Gutmüthigkeit, den stärkeren imponirte sein furchtloser Sinn.

Das Jahr 1770 entzog dem Knaben das Glück des Familienlebens. Herzog Karl glaubte nämlich mit Grund, in dem Hauptmann Schiller den rechten Mann gefunden zu haben, die Aufsicht über die umfangreichen Gärten und Baumpflanzungen zu führen,

welche um das prächtige, in den Jahren 1763 — 67 erbaute Lustschloß, die „Solitude", her angelegt worden. Dorthin wurde Herr Johann Kaspar versetzt, bezog in einem der zahlreichen Nebengebäude des Schlosses eine Amtswohnung und verbrachte, später zum Rang eines Majors erhoben, in dieser neuen Stellung seine ganze übrige Lebenszeit. Frau Elisabeth gebar auf der Solitude 1777 ihr letztes Kind, Nanette oder, wie sie in den Briefen der Familie heißt, Nane. Der Vater soll bis zu seinem Tode nicht weniger als 60,000 Baumstämme gepflanzt haben. Auch trat er in seinem Fache als Schriftsteller auf, indem er 1795 das geschätzte Buch „die Baumzucht im Großen" herausgab. Fritz blieb, seinen Schulcursus zu beendigen, in Ludwigsburg zurück und wurde beim Präceptor Jahn in Wohnung und Kost gegeben. Das war ein schlimmer Tausch und unter der Zuchtruthe des wohlmeinenden und in seiner Art tüchtigen, aber griesgrämigen und nachsichtslosen Mannes verdüsterte sich das muntere Wesen des Knaben. Es konnte nicht an „Collisionen" zwischen ihm und dem Präceptor fehlen. Zum Glück hatte er unter seinen Schulkameraden zwei Herzensfreunde gefunden, Friedrich Wilhelm von Hoven und Immanuel Gottlieb Elwert, bei denen er, wie sie seine Knabenfreuden getheilt hatten, jetzt in seinen Knabenleiden Trost fand. Aber noch tröstlicher war es doch, wenn er sich der geliebten Mutter mittheilen konnte, und wie sehnsüchtig mag er stets dem Sonntag entgegengeharrt haben, wo er die schnurgerade, fast drei Stunden lange Allee, welche von der Stadt zur Solitude führte, hinaufeilen durfte, um droben die Liebe zu finden, wie nur eine Mutter sie geben kann.

Die gedrückte Stimmung, die sich während seiner zwei letzten Ludwigsburger Schuljahre bei dem Knaben bemerklich machte, wurde gewiß eher vermehrt als gemindert durch den Umstand, daß er bei dem leidigen Zionswächter Zilling den Vorbereitungsunterricht zur Confirmation ausstehen mußte. Der Special hat ihn

auch am 1. Maisonntag 1772 eingesegnet. Es wird uns erzählt, daß am Vorabend dieses religiösen Actes Schiller's erstes Gedicht in deutschen Reimen entstanden sei. Denn die Mutter sei von der Solitude herabgekommen und habe ihren Fritz müßig auf der Straße schlendernd getroffen, statt daß er daheim auf den morgigen Tag andächtig sich gesammelt hätte. Sie warf ihm diese Gleichgültigkeit vor und, den Vorwurf zu entkräften, habe der Knabe seine Confirmandengefühle noch an demselben Abend in einem lyrischen Erguß ausgesprochen. Die gute Frau Elisabeth wurde dadurch sicherlich besänftigt, als aber der Sohn am folgenden Tage sein Gedicht auch dem Vater zeigte, fragte ihn dieser nur mit Lächeln: „Bist du närrisch geworden, Fritz?" Im Herbst sollte er in eine der niederen Klosterschulen eintreten, um daselbst in mönchischer Tracht und Zucht einen mehrjährigen Vorbereitungscursus zum theologischen Universitätsstudium durchzumachen. Bei Annäherung des entscheidenden Zeitpunktes verdoppelte Fritz seinen Fleiß. Ein strenger Examinator gab ihm das Zeugniß, „er übersetze die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament, mit ziemlicher Fertigkeit; er habe auch einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, doch seine Handschrift sei sehr mittelmäßig." Der Knabe sollte aber das zunächst gesteckte Ziel seines Eifers nicht erreichen. Es war anders beschlossen.

Wie sehr haben wir es zu beklagen, daß Schiller nie die nöthige Muße gefunden, uns mit eigener Hand den Entwicklungsgang seines Geistes zu zeichnen. Welch ein ganz anderes Bild würde uns dann schon seine Knabenzeit gewähren, über welche jetzt nur dürftige und abgerissene Notizen auf uns gekommen sind. Der Dichter scheint in der That einmal mit dem Gedanken sich getragen zu haben, seine Jugendgeschichte selber zu schreiben. Es war in der Zeit stiller Befriedigung in den ersten Tagen seiner Ehe, als er seinen Vater bat, ihm Alles zu senden, was sich

unter dessen Papieren von seinen frühesten Arbeiten etwa noch vorfinden möchte, weil ihn „diese Dinge jetzt interessirten und er sie zur Geschichte seines Geistes brauche." Der Vater interessirte sich höchlich für den in diesen Worten angedeuteten Vorsatz, welcher leider unausgeführt blieb. Ein reizendes reichsstädtisches Idyll, liegt die Jugendgeschichte Göthe's in „Wahrheit und Dichtung" vor uns. Schillern sollte es nicht so gut werden, eine solche Kinderzeit zu durchleben und sie später in behaglicher Rückerinnerung mit künstlerischer Anmuth zu beschreiben. Doch hier ist noch nicht der Ort, hervorzuheben, wie sehr seinem großen Freunde und Mitstrebenden gegenüber Göthe ein Glücklicher genannt werden muß.

Drittes Kapitel.

Die Akademie.

Herzog Karl in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit. — Die Gräfin von Hohenheim. — Eine fürstliche Beichte. — Schubart's Einkerkerung. — Genesis der Karlsschule. — Die militärische Pflanzschule auf der Solitude und Schiller's Eintritt in dieselbe. — Die Militär-Akademie. — Wie den jungen Schiller, welcher Jurist werden soll, seine Mitschüler beurtheilen. — Ein vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten. — Verlegung der Akademie nach Stuttgart und Uebertritt Schiller's von der Jurisprudenz zur Medizin. — Das Leben in der Akademie. — Schiller als Schauspieler. — Poetische Versuche und prosaische Hindernisse. — Ein gedruckter Erstling. — Bekanntschaft mit Rousseau, Ossian und Shakspeare. — Ein kaiserlicher Besuch. — Göthe in der Akademie.

Später als in vielen anderen deutschen Ländern erfolgte in Altwürtemberg die Wendung von der gedankenlosen Willkürherrschaft zu jener Regierungsweise, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „aufgeklärter Despotismus" auftrat und als solcher in der Einleitung charakterisirt worden ist. Aber doch erfolgte auch hier diese Wendung. Der helle Verstand, womit Herzog Karl begabt war, trat aus der vieljährigen Verdunkelung durch ein Leben voll Saus und Braus und die Schmeichlerkünste

ehrvergessener Menschen mehr und mehr hervor. Freilich war die Besserung keine plötzliche und konnte es auch nicht sein. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft, man tritt die Gesetze nicht ungestraft mit Füßen. Die augenblicklichen Aufwallungen und Launen der Willkür verhärten sich gar zu leicht zu Gewohnheiten und das verfestigte Bewußtsein absoluter Machtvollkommenheit wird nur schwer dazu gebracht, anzuerkennen, daß auch Andere Rechte haben. Indessen mußte der Herzog einsehen, daß in der bisherigen Weise nicht mehr fortzufahren sei. Die Mittel waren schlechterdings nicht mehr zu erschwingen. Und dann, wie sehr auch die deutsche Reichsgewalt heruntergekommen war, in den Händen eines redlichen Mannes, wie Kaiser Joseph II. gewesen ist, erwies sie sich doch noch immer „competent" genug, zu entscheiden, daß die Bewohner eines deutschen Reichslandes doch nicht so ganz nur eine Schaar frohnender Knechte seien. Genug, die würtembergischen Stände hatten ihren Herzog gehäufter Verfassungsverletzungen halber beim Kaiser verklagt und nach langem Hin- und Herziehen der Sache kam, unter preußischer Vermittelung, zwischen Karl und der „Landschaft" 1770 jener Aussöhnungsvertrag zu Stande, welcher unter dem Namen „Erbvergleich" in der Geschichte Würtembergs bekannt ist und demzufolge der Fürst sich verpflichtete, fortan nach Verfassung und Gesetz zu regieren, das Land der übermäßigen Belastung zu entheben und jene schreienden Mißbräuche abzustellen, welche die rächende Muse in „Kabale und Liebe" mit unauslöschlichen Flammenzügen verzeichnet hat.

Der gute Wille Karl's mochte ein aufrichtiger sein, denn die Zeit hatte das Feuer seiner Leidenschaften gedämpft. Es fehlte auch, ihn nachdenklich zu stimmen, nicht an düsteren Erlebnissen, wie z. B. ein solches die Gefahr war, durch die Hand der eigenen, an den Fürsten Anselm von Th... vermählten Schwester vergiftet zu werden. Aber die Gewohnheit war stark und man darf mit

Grund bezweifeln, daß die Bestimmungen des Erbvergleichs zur Ausführung gekommen wären, wenn nicht um diese Zeit eine seltene Frau den heilsamsten Einfluß auf den Herzog zu üben begonnen hätte. Man mag über das Verhältniß Franziska's von Hohenheim zu Karl unter dem Gesichtspunkt strenger Moral urtheilen, wie man will, immer wird man zugeben müssen, daß dasselbe dem Land zum Heile geworden. Franziska, nicht so sehr durch Schönheit als vielmehr durch Grazie in Haltung, Benehmen und Ausdrucksweise ausgezeichnet, war als armes Edelfräulein 1748 zu Adelmannsfelden bei Aalen geboren. Ihr Vater, ein Herr von Bernardin, hatte sie mit einem buckligen, aber reichen Herrn von Leutrum verheiratet. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Herzog sie bei einer Adelsreunion zu Pforzheim kennen lernte und einen so außerordentlichen Eindruck von ihr empfing, daß er auf der Stelle seine Maßregeln traf, um in den Besitz der jungen Frau zu gelangen. Er ernannte den Herrn von Leutrum sofort zu seinem Reisemarschall, was diesem die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszueilen, während seine Gemahlin die Reise in der herzoglichen Kutsche machte. Diese hielt vor dem Lustschloß La Favorite im Ludwigsburger Parke, wo sich der Herzog mit der Dame verständigte. Einer muntern Sage zufolge, die, wahr oder erfunden, jedenfalls das Hofleben von damals kennzeichnet, habe sich der Herr Reisemarschall, während drunten in der Favorite seine Frau die Favorite Karl's ward, droben im Stadtschloß im Gefühl seiner neuen Würde gebläht, ohne sich das Flüstern und Lächeln der Hofleute deuten zu können. Weil aber seine Anwesenheit unbequem geworden, habe ein gewiegter Kammerherr auf einen Wink Serenissimi dem Herrn Reisemarschall die erstaunliche Neuigkeit mitgetheilt, es sei in der Residenz ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, das auf der Herreise plötzlich in einen Hirsch von sechszehn Enden sich verwandelt hätte. Da endlich habe der

arme Mann gemerkt, welche Stunde die Glocke geschlagen, und sei, ohne die entführte Gemahlin zu reclamiren, auf seine Güter abgereist.

In Franziska gewann der Herzog nicht allein eine Geliebte, sondern auch eine Freundin, die es verstand, ihren Liebhaber, wenn nicht ganz, so doch großen Theils auf eine bessere Bahn zu lenken. Ihr vorzugsweise ist die Umwandlung des Fürsten zuzuschreiben. Die verfassungsmäßige Regierung wurde jetzt wenigstens annähernd eine Wahrheit. Die gröblichsten Uebelthäter und Quäler, wie Montmartin und Wittleder, erhielten ihre Entlassung und es wurden mit Eifer und Kenntniß vom Herzog Anstalten getroffen, dem erschöpften Lande aufzuhelfen. So durch Minderung des zerstörerischen Wildstandes, durch Verbesserung der Landwirthschaft, Veredlung des Weinbaus, Anlegung von Straßen und Wegen, Einführung einer Forstpolizei, Abstellung der kostspieligen Soldatenpracht, Unterstützung von Gewerben und neuen Industriezweigen. Franziska, den rauschenden Vergnügungen abgeneigt, insgeheim von einem brennenden Schamgefühl gequält, daß sie im besten Falle doch nur den tiefsinnigen Shakspeare'schen Spruch von der Adelung des Lasters bestätige, und deßhalb die Zurückgezogenheit suchend, wußte auch dem Herzog Geschmack an ländlicher Stille beizubringen. So wurde jetzt das Schloß Hohenheim Hauptresidenz Karl's. Er hatte es 1768 zu bauen angefangen, auf der Hochebene zwischen Stuttgart und Echterdingen, wo Angesichts der Bergspitzen der schwäbischen Alp der Garbenhof gestanden. Anfangs war es nur auf den Bau eines Landhauses abgesehen gewesen, aber es ging auch hier, wie es mit der Solitude gegangen war. Hohenheim wurde ein Prachtpalast, umgeben von ausgedehnten Gartenanlagen mit all den bizarren Spielereien der Horticultur von damals. Aber das buntschimmernde Getümmel von Höflingen, Gästen, Künstlern und Soldaten, welches vormals die Wälder der Solitude mit Festgeräusch erfüllt hatte, zog nicht mit in Hohenheim ein. Der Herzog lebte hier nicht so

fast auf fürstlichem, als vielmehr auf dem Fuß eines wohlhabenden Gutsbesitzers. Daher verödete Ludwigsburg, die Solitude entsprach jetzt mehr und mehr ihrem Namen und aus Stuttgart verschwanden die vornehmen Parasiten, die italischen Trillerschläger und Tänzerinnen, die französischen Virtuosen und Actricen. Franziska lehrte den Herzog zum ersten Mal in seinem Leben das Glück der Häuslichkeit kennen und er erwies sich dankbar dafür. Er ließ die Freundin, sein „Franzele", durch den kaiserlichen Hof zur Reichsgräfin von Hohenheim ernennen, vermählte sich nach dem Tode seiner Gemahlin mit ihr (1786) und erhob sie zuletzt förmlich zur Herzogin.

Unter dem sanften, aber dauernden Hausregiment dieser Frau scheint den alternden Fürsten beim Rückblick auf die Vergangenheit zuweilen eine Empfindung von Scham und Reue angewandelt zu haben. Hieraus erklärt sich die Entstehung jenes höchst eigenthümlichen Actenstückes, welches Karl 1778 ausgehen ließ, damit es am 11. Februar, seinem fünfzigsten Geburtstage, von allen Kanzeln des Landes verlesen werde. Es war ein förmliches Sündenbekenntniß mit angehängter Reuebezeugung und dem schließlichen Versprechen an seine Unterthanen, daß „die Zukunft von nun an von ihm einzig zum Wohle derselben verwendet werden solle, so daß sie in ihrem Landesherren stets einen sorgenden, treuen Vater würden verehren können." So ganz streng und stricte wurde dieses feierliche Gelöbniß freilich nicht erfüllt. Es fehlte auch in der zweiten Hälfte von Karl's Regierung nicht an starkem Mißbrauch der Gewalt. Selbst von der früher im weitesten Umfange betriebenen Seelenver — mietherei konnte er nicht ganz abstehen und noch im Jahre 1786 wurden tausend Mann würtembergischer Soldaten an die Holländer zum Dienst in den Colonien „überlassen". Auch die an dem unglücklichen Schubart, der nicht einmal ein Unterthan des Herzogs war, mit Anwendung schnöder List verübte Rache gehört hieher. Dieser

Streich fand gerade ein Jahr vor Veröffentlichung des erwähnten Sündenbekenntnisses statt und Karl's Zerknirschung ging keineswegs so weit, das schreiende Unrecht sofort gutzumachen. Schubart wurde von Ulm weg, wo er in reichsstädtischer Sicherheit seine „Deutsche Chronik" schrieb, in den letzten Tagen des Januar 1777 durch einen würtembergischen Beamten nach Blaubeuren gelockt, dort gefangen genommen und auf den Asperg geschleppt, wo er zehn volle Jahre ohne Verhör und Urtheil schmachtete. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu sagen, warum dieser Frevel an ihm begangen werde; zweifelsohne aber geschah es aus Rache, denn Schubart hatte sich in seiner Zeitschrift und mehr noch am Wirthshaustische mißfällige Anspielungen auf den Herzog erlaubt. Der Herzog war selber auf den Asperg gekommen, um der Einkerkerung des unglücklichen Mannes zuzusehen. Franziska war mit ihm und dieser Umstand heftet einen dunkeln Makel an den Charakter derselben. Die sonst so gutmüthige Frau scheint nicht die Kraft gehabt zu haben, zu vergessen, daß der arme Poet beim Weinglas nicht eben erbauliche Witze über ihr Verhältniß zum Herzog losgelassen und ihr den Spottnamen „Donna Schmergalina" geschöpft hatte.

Karl konnte nicht stillsitzen. In dem Grade, in welchem seine Genußsucht nachließ, wuchs sein Thätigkeitstrieb. Auch jetzt noch sollte und mußte von ihm gesprochen werden, aber nicht mehr um solcher Großthaten willen, wie sie Uriot vordem in die Welt hinausposaunt hatte. Eine Liebhaberei mußte er haben, er mußte ein Steckenpferd tummeln und man könnte glauben, daß ein bloßer Zufall ihm gerade das pädagogische untergelegt habe, wüßte man nicht, daß die Erziehungslust mit zur Signatur der Zeit gehörte. Rousseau's „Emile" war 1762 erschienen und hatte seine epochemachende Wirkung auch auf Deutschland ausgedehnt. Es ist freilich entschieden zu vereinen, daß die pädagogische Liebhaberei des Herzogs direct auf Rousseau zurückzuführen sei. Eine so auto-

kratische Natur, wie die Karl's, mußte sich, ganz wie die Friedrich's des Großen, von dem Demokratismus des berühmten Genfers nicht angezogen, sondern abgestoßen fühlen. Aber der pädagogische Trieb lag einmal in der Luft, er machte einen wesentlichen Theil des aufgeklärten Despotismus aus und traf außerdem bei Karl mit einer bedeutsamen Wendung seines Lebens zusammen. Es war seine Art, was er angriff, mit leidenschaftlichem Eifer anzugreifen und geringfügige Anfänge rasch zu großartigen Veranstaltungen zu erweitern. Die schulmeisterliche Färbung seines Wesens wurde binnen kurzer Zeit eine so prononcirte, daß sie den Spott herausforderte. Aber als Schubart seinen bekannten Witzpfeil vom Schulmeisterlein Dionys auf den Herzog abschoß, da hätte er sich wohl nicht träumen lassen, daß der Verspottete zehn Jahre hindurch seine pädagogische Zuchtruthe über ihm schwingen würde. Es steht nämlich ganz so aus, als wäre die Gefangenhaltung des Dichters, wennschon zunächst vom Rachegefühl eingegeben, von dem Herzog wie ein pädagogisches Experiment betrachtet worden. Das Experiment blieb denn auch nicht erfolglos: die Kerkerschule auf dem Asperg knickte den hochstrebenden Geist Schubart's und machte den Mann zum Heuchler und Hofpoeten. In Wieland's Agathon hat man ebenfalls satirische Anspielungen auf den Schulmeistertic Karl's gefunden, aber Wieland entging wenigstens dem Unglück, mit demselben nähere Bekanntschaft zu machen. Im Uebrigen ist es selbstverständlich, daß der eitle oder komische Anstrich, welchen des Herzogs pädagogischer Eifer nicht selten zeigte, uns nicht abhalten darf, anzuerkennen, daß Karl mit ganzer Seele bei der Sache war und daß er durch Gründung einer Anstalt, aus welcher eine ganze Reihe ausgezeichneter und ausgezeichnetster Männer der Kunst und Wissenschaft, sowie treffliche Generale und Staatsmänner hervorgegangen sind, Deutschland und der Welt einen großen Dienst erwiesen hat.

Die Anfänge dieser Anstalt waren so, daß nicht zu vermuthen

stand, es würde sich daraus die berühmte Militär-Akademie entwickeln, welche, zur Zeit ihrer Blüthe mit Zöglingen aus der Heimat und Fremde angefüllt, endlich durch kaiserliches Diplom (datirt vom 22. Dezember 1781) förmlich zur Hochschule erhoben wurde und zwar unter dem offiziellen Titel: „Die Hohe Karlsschule" oder „Karls-Hohe-Schule". Der Herzog hatte 1770 auf der Solitude unter dem Namen „Militärisches Waisenhaus" ein Erziehungs- und Wohlthätigkeitsinstitut gestiftet, bestimmt, arme Soldatenkinder aufzunehmen und dieselben zum Dienst in den herzoglichen Gärten und bei den herzoglichen Bauten heranzubilden. Die Leitung hatte der Hauptmann Seeger, ein wohlmeinender Mann, dessen Ein- und Umsicht aber mit militärischer Pedanterei stark verquickt war. Im Februar 1771 erhielt das Waisenhaus den Namen „Militär-Pflanzschule" und zugleich ein erweitertes Reglement, wonach in dieser Anstalt nicht nur Soldatensöhne zu Handwerkern und „Artisten", sondern auch „junge Cavaliers- und Offiziers-Knaben zu künftigen Ministerial-, Hof- und Kriegsdiensten gebildet werden sollten." Demzufolge wurde das Lehr- und Aufsichtspersonal bedeutend vermehrt, es wurden Professoren für wissenschaftliche und künstlerische Disciplinen, sowie Fechtmeister, Stallmeister, Tanzlehrer und Exerciermeister angestellt. Schon 1771 zählte das Institut 361 Zöglinge, welche in 18 Zimmer und Säle „einrangirt" waren.

In diese militärische Pflanzschule auf der Solitude trat zu Anfang des Jahres 1773 der vierzehnjährige Friedrich Schiller als Zögling ein, angethan mit „einem blauen Röcklein nebst Camisol ohne Ermel," im Besitze von fünfzehn Schulbüchern und einer Baarschaft von 43 Kreuzern. Er kam nicht freiwillig. Der Herzog, begierig, seine Pflanzschule möglichst rasch mit Pflänzlingen zu füllen, hatte in den Schulen Nachfragen nach fähigen Offizierssöhnen anstellen lassen. Fritz wurde ihm als ein solcher bezeichnet und der Fürst machte dem Hauptmann den, wie er

meinte, höchst gnädigen Vorschlag, dessen Sohn in der Pflanzschule kostenfrei unterrichten und erziehen zu lassen. Diese Gnade war ein Befehl: hing doch die ganze Existenz der Schiller'schen Familie unbedingt von dem Herzog ab. Damals mögen viele bittere Thränen aus Frau Elisabeth's Augen geflossen sein; denn sie mußte ihren Herzenswunsch, den geliebten Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, einem Willen opfern, welcher keinen Widerspruch duldete. Daß Fritz selber den Eingriff in seinen Lebensplan schmerzlich empfand, ist gewiß; doppelt schmerzlich deßhalb, weil dadurch die Lieblingshoffnung der heißgeliebten Mutter scheitern ging. Herr Johann Kaspar, der sich ebenfalls gewöhnt hatte, in seinem Sohne den künftigen Geistlichen zu erblicken, mochte sich im Stillen grämen; aber den Seinigen zeigte er ein strenges Gesicht und sprach davon, daß es eines Offiziers „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" sei, die Ordre seines Kriegsherrn zu pariren. Also keine Winkelzüge, kein Geseufze, kein Gegreine! Was sein muß, muß sein, und zudem, Serenissimus meint es ja so gut mit dem Jungen! . . . Es ist der Fluch der Willkür, daß sie selbst da, wo sie wohlthun will, Schmerzen bereitet. Einigen Trost mochte der betrübten Mutter der Umstand gewähren, daß ihr Fritz, welcher — so wollte es der Herzog — statt eines Predigers ein Jurist werden sollte, zunächst in ihrer Nähe, im Umkreise der Solitude lebte.

Verfolgt man die vom Rothenbildthor Stuttgarts aus den Hasenberg hinanführende Straße, so empfängt Einen auf der Höhe ein Buchenwald, durch welchen hin man binnen einer Stunde bequem dem berühmten Lustschloß zuschlendert. Es steht mit seinem Treppenvorbau und seiner schönen Kuppel jetzt recht still an dem Bergabhang, von welchem man über das weite Blachfeld hinweg zum Asperg hinübersieht. Nur Sonntags wird die herrschende Stille durch städtische Besucher für ein paar Stunden unterbrochen. Von den zahlreichen Nebengebäuden des

Schlosses existiren nur noch wenige. Auch die Militär-Akademie — denn diesen Namen erhielt die Pflanzschule schon 1773 — ist verschwunden. Ebenso die Wunder damaliger Gartenkünste. Spuren derselben triffst du noch überall bei einer Wanderung durch die Umgebungen des Schlosses, und wenn du dich endlich ermüdet auf einer Rasenbank in einem verwilderten Boskett niederlässest, hast du vielleicht eine Stelle betreten, wo vor Zeiten Friedrich Schiller sein vierzehnjährig Herz in den Entzückungen des Klopstock'schen Messias badete. Denn Klopstock war der große Liebling des werdenden Jünglings und der erhabene Idealismus dieses Dichters hat unstreitig auf seinen jungen Verehrer bedeutsame Wirkung gethan. Aber die Gelegenheit, auf einsamen Spaziergängen oder etwa in Gesellschaft seines Jugendkameraden Hoven, mit welchem Fritz in der Pflanzschule wieder zusammengetroffen, solchen poetischen Genüssen zu fröhnen, war keine häufige. Der Herr Major von Seeger, welcher dem Institut als Intendant vorgesetzt war, hielt streng auf das Reglement, das mit militärischer Pünktlichkeit eine Tagesordnung festsetzte, welche für Allotria, wozu die vaterländische Literatur gerechnet wurde, nur spärlichsten Raum ließ. Fritz hatte genug zu thun, seine Vorbereitungsstudien zur Jurisprudenz vorschriftsmäßig zu treiben. Er vervollkommte sich im Latein und beim Stiftungsfest der Akademie am 14. Dezember 1773 erhielt er den ersten Preis in der griechischen Sprache, eine silberne Medaille mit dem Bilde des Herzogs, welcher so recht con amore sein pädagogisches Steckenpferd ritt. Er war fast täglich in der Akademie, wohnte den Lectionen und Prüfungen an, verkehrte traulich mit den Zöglingen, nannte sie seine Söhne, und wenn er mit seiner „Franzel" nach Stuttgart hinabfuhr, sah man die herzogliche Kutsche nicht selten außen und innen mit Pflanzschülern vollgepfropft, welche zur Belohnung guter Aufführung diese Fahrten mitmachen durften.

Gewöhnliche Geister konnten einen so väterlich geübten

Zwang, welcher übrigens auch häufig zum Stocke griff und mit verletzenden Strafmaßregeln dreinfuhr, unschwer sich gefallen lassen und in den Geleisen reglementarischer Studien gemächlich fortschlendern. Ebenso natürlich aber ist es, daß ein Jüngling, in welchem der Genius sich zu regen begann, nur widerwillig in eine Existenz sich fand, welche zugleich die einer Kaserne und eines Klosters war. Wir wissen daher von bitteren Klagen, welche der junge Schiller in Briefen an Jugendfreunde ausstieß, die mit der größten Heimlichkeit geschrieben und an ihre Adressen geschmuggelt werden mußten. Doch waren solche trübe Stimmungen vorerst mehr nur vorübergehende als bleibende und es hatte sich des vulkanischen Feuers noch nicht genug in der Brust des Jünglings angesammelt, um schon jetzt auszubrechen. Wir besitzen ein merkwürdiges Document, aus welchem ersichtlich ist, in welchem Lichte Schiller während der ersten Jahre seines Aufenthalts in der Akademie seinen Mitschülern erschien. Es war nämlich vom Herzog angeordnet worden, daß die Zöglinge von Zeit zu Zeit Aufsätze an ihn einliefern sollten, in welchen sie sich selbst und ihre Mitzöglinge schilderten. Eine Zusammenstellung der Aeußerungen von 47 Akademisten über Schiller ergab in der Hauptsache folgendes Resultat: — „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch besonders Beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich, liest beständig Gedichte. Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr, wie Andere, hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. Ist gewiß ein guter Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar

nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. Hat einen Hang zur Theologie. Wendet seine Gaben nicht gut an.“

Man sieht, dieses Bild ist ein ziemlich schwankendes. Aber drei Züge treten an demselben mit Bestimmtheit hervor: der gute Charakter des Jünglings, dann seine Kränklichkeit, welche, ach, die Qual seines ganzen Lebens werden sollte, und endlich der dichterische Instinkt, welcher sich noch während des Aufenthalts auf der Solitude mehr und mehr zum Bewußtsein heraufbildete. Freilich äußerte sich der poetische Drang Schiller's zunächst mehr nur empfangend und nachbildend denn schöpferisch. Klopstock's Messias gab ihm den Gedanken ein, Moses zum Helden eines religiösen Epos zu wählen, die düstere Tragik von Gerstenberg's Ugolino, welchen er schon 1773 kennen lernte, regte ihn an, ein Trauerspiel, der Student von Nassau, zu versuchen, und Leisewitz's Julius von Tarent begeisterte ihn zu einer Nachahmung, welche den Titel Cosmus (oder Julian?) von Medici führte. Diese nachmals verschollenen Versuche fanden in dem engeren Freundeskreise, welcher sich um Schiller her gebildet hatte, beifällige Anerkennung, um so mehr, da Fritz die poetischen Anläufe seiner Freunde Hoven, Petersen und Scharffenstein ebenfalls schön fand. Der Abgott der strebsamen Jünglinge war Göthe, dessen Götz und Werther, eben erschienen, eine so unwiderstehliche Wirkung thaten, daß sich selbst die streng gehüteten Thore der Militär-Akademie auf der Solitude nicht vor diesen Werken eines Genius verschließen konnten, mit dessen Auftreten eine neue Epoche der deutschen Literatur anhob. Herzog Karl freilich, durch und durch ein Adept der französischen Bildung, war nicht geneigt, diesem neuen Ton Zutritt zu gestatten, auch vorausgesetzt, daß er denselben verstanden hätte. Oder verstand er ihn vielleicht nur allzugut? Ahnte er, daß die neue kraftgeniale Poesie einen Geist großzog, welcher allem Despotismus todfeindlich gesinnt war?

Wenigstens that er sein Möglichstes, diesen Geist von seiner Akademie fernzuhalten. Mit welchem Erfolge, beweist, von Schiller ganz abgesehen, schon der Umstand, daß der alte Fürst ein Jahr vor seinem Tode, als er bei dem furchtbaren Gange, welchen die französische Revolution genommen, in seiner Akademie eine antirevolutionäre Warnungs- und Strafrede hielt, von den Karlsschülern förmlich ausgepfiffen wurde. Es muß die bitterste Kränkung gewesen sein, die er in seinem Leben erfahren. Er hat damals zur Antwort bloß einen stummen Blick kummervollen Vorwurfs auf die kecken Jünglinge geworfen und von da ab die Räume der Karlsschule nur noch selten betreten.

Auf unser vierfältiges Kleeblatt von angehenden Poeten zurückzukommen, so ist zu sagen, daß man den jungen Leuten einige Selbstgefälligkeit bei gegenseitiger Anerkennung ihrer Versuche schon zu gute halten wird, wenn man bedenkt, daß sie Zeit und Gelegenheit zur Uebung in dichterischer Kunst einem unnachsichtigen und pedantischen Aufsichtspersonal förmlich ablisten mußten. Charakteristisch war dabei die frühzeitige Hinneigung Schiller's zu großen oder wenigstens tragischen Stoffen, welche ihn jene träumerische Weichheit und Sentimentalität, wie sie dem ersten Jünglingsalter häufig eigen, verschmähen ließ. Als Scharffenstein in den Tagen seines Alters seine Erinnerungen an jene Zeit sammelte, machte er die treffende Bemerkung, die eigentliche Wurzel der erwachenden Poesie seines großen Freundes sei dessen Haß gegen den Zwang der Convenienz gewesen, welchem er in der Akademie unterworfen war. Wenigstens in Versen wurde gegen einen Druck angekämpft, dessen Wucht gerade die begabteren Zöglinge doppelt fühlen mußten. Es unterliegt keinem Zweifel, das Leben in der Akademie gab dem Genius Schiller's für immer jene Richtung auf die Freiheit, welche auch Göthe als das große Merkmal der Schiller'schen Dichtung anerkannt hat [1]). Scharffenstein erzählt uns, daß Schiller eine Ode, in welcher er die freimüthige

Festigkeit feierte, welche der Freund (Scharffenstein) bei Gelegenheit gegen den Intendanten bewiesen, für das beste seiner Erstlingsgedichte gehalten hätte. Den ernsten, auf das Tüchtige und Große gerichteten Sinn des Jünglings erkennt man auch aus seiner damaligen Lectüre. Er las mit Vorliebe die luther'sche Bibelübersetzung, welche auf die Bildung seines Styls bedeutenden Einfluß hatte, dann die Schriften von Lessing, Mendelssohn und Garve. Aber über Alles ging ihm Plutarch, welcher die großen Gestalten des Alterthums an seiner Seele vorüberführte. Wenige Jahre später las in der Militärschule zu Brienne der junge Bonaparte den Plutarch mit der nämlichen Vorliebe, aber der junge Corse zog eine andere Nahrung daraus als der junge Schwabe. Während der griechische Rhetor diesen hellenische Humanität und römischen Republikanismus lehrte, begeisterte er jenen für die Idee des Cäsarismus.

Die Ausdehnung, welche die Militär-Akademie binnen wenigen Jahren gewonnen hatte, machte eine Erweiterung der Räumlichkeiten nöthig, in welchen die Anstalt untergebracht war. Der Herzog hatte schon 1772 den Plan zu einem großen neuen Gebäude entwerfen lassen und die feierliche Grundsteinlegung hatte auf der Solitude stattgefunden. Dabei blieb es aber; denn Karl beschloß, die Akademie nach Stuttgart zu verlegen, und zwar in die Kaserne hinter dem neuen Schlosse, welche zu diesem Zwecke zu einem großen vierflügeligen Hause umgebaut wurde. Das Gebäude trägt noch heutzutage den Namen Akademie: es breitet seine langen Fensterreihen, seine Corridore und Hofräume zwischen der sogenannten Planie, der Neckarstraße und dem Schloßpark aus. Man hatte zwar einiges Bedenken getragen, die jungen Leute den Gefahren der „verführerischen" Stadt — für eine solche galt Stuttgart damals — auszusetzen, aber man glaubte diesen Gefahren vermittelst einer Potenzirung der militärischen Disziplin und einer raffinirten Ueberwachung doch wohl die Spitze bieten zu

können. Die festliche Uebersiedelung der Anstalt in die Hauptstadt erfolgte am 18. November 1775. Der Herzog wollte den Stuttgartern, welchen er durch Verlegung der Akademie keinen geringen Vortheil zuwandte, deutlich zeigen, wie sehr ihm das Institut am Herzen lag. Eine feierliche Einholung war angeordnet. Karl begab sich Vormittags, gefolgt von dem noch jetzt bestehenden Corps der bürgerlichen Stadtreiter, den Hasenberg hinauf, auf dessen Höhe er die Akademisten erwartete. Geführt von ihren Offizieren, kamen sie in Paradeuniform von der Solitude herüber und defilirten vor dem Herzog, welcher sich zu Pferde an die Spitze des Zuges setzte und denselben die Steige hinab und im Parademarsch durch die Stadt führte. In dem von den Stuttgartern mit lautem Zuruf begrüßten Zuge marschirte auch der sechszehnjährige Schiller, aber der langhalsige Jüngling, dessen blasses Gesicht Sommersprossen bedeckten, muß nicht eben reizend ausgesehen haben in seiner hellblauen Aermelweste von Commißtuch mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Plüsch, weißtuchenen Hosen, in welchen unverhältnißmäßig lange Beine steckten, auf dem Kopf einen kleinen Dreimaster, unter welchem an den Schläfen zwei mit Gips gekleisterte Papilloten hervorstanden, während hinten ein enormer falscher Zopf vom Nacken den Rücken hinabbaumelte. Beim Eintritt in die Akademie wurde der Herzog von den Professoren der Anstalt empfangen, worauf sich der Zug unter Trompeten- und Paukenschall nach der Akademiekirche bewegte. Der Prälat Faber hielt die Festpredigt, nach deren Beendigung der Herzog selbst die Zöglinge in ihre neue Behausung einführte und einem jeden seinen Platz anwies. Ein Bankett in dem großen Speisesaal beschloß die Feier. Zugleich mit der Akademie wurde noch ein zweites Institut von der Solitude nach Stuttgart verlegt und daselbst im alten Schloß untergebracht, die unter dem Patronat der Gräfin von Hohenheim stehende „Ecôle des Demoiselles“, in welcher Töchter adeliger Häuser für das vornehme

Gesellschaftsleben und arme Bürgermädchen zur Ausübung der „Theatralkünste" erzogen und gebildet wurden. Die Planie trennte die beiden Anstalten. Hüben regierte der Herr Intendant Seeger, drüben die Frau Intendantin Seeger.

Die Uebersiedelung der Akademie nach Stuttgart wurde wiederum zu einem Wendepunkte in Schiller's Jugendleben und zwar nicht allein in örtlicher Beziehung. Er hatte während des ersten in der Akademie verbrachten Jahres alte Sprachen unter dem Professor Nast, Französisch unter Uriot, Geographie und Geschichte unter Schott, Mathematik unter Moll und Philosophie unter Abel studirt. An den Letztgenannten, den populärsten Lehrer der Anstalt, hatte er sich innig angeschlossen. Im zweiten Jahre hatte er das Rechtsstudium zu betreiben angefangen, aber es in dem noch dazu von zwei entschiedenen Pedanten vorgetragenen spitzfindigen Formelwesen, welches damals Jurisprudenz hieß, nicht eben weit gebracht. Ja, er war hinter seinen Mitzöglingen so offenbar zurückgeblieben, daß die oben mitgetheilten ungünstigen Censuren hierin ihre Erklärung finden. Hoven, dessen Selbstbiographie manchen Lichtstral auf die Jugendgeschichte seines großen Freundes wirft, erzählt, einer der Rechtslehrer auf der Solitude hätte Schiller zuletzt geradezu für talentlos erklärt. Da sei aber der gerade anwesende Herzog, dessen psychologischer Blick tiefer ging als der des Kathedermannes, dazwischengetreten mit den Worten: „Laßt mir den da nur gewähren; aus dem wird was!" Daß einen jungen Menschen, der bei äußerst lebhafter und reizbarer Phantasie in den unklaren Stimmungen und Strebungen der Entwicklungsperiode schwankte, instinktmäßig seiner wahren Bestimmung entgegenschritt und doch bei jedem Schritte von äußeren Verhältnissen gehemmt und zurückgehalten wurde, die Juristerei von damals nicht anziehen konnte, begreift sich leicht. Ebenso, daß er eine gebotene Gelegenheit, das unerquickliche Berufsstudium mit einem anderen zu vertauschen, gerne ergriff.

Der Herzog hatte bei Verlegung der Akademie nach Stuttgart derselben neben anderen Erweiterungen auch eine medizinische Facultät beigefügt und unter den Zöglingen Umfrage halten lassen, welche von ihnen zum Studium der Arzneiwissenschaft geneigt wären. Unter den Sieben, welche sich zunächst meldeten, waren Schiller und Hoven, welche, im akademischen Styl zu sprechen, nur der Abscheu vor der Themis dem Aeskulap in die Arme trieb. Herr Johann Kaspar auf der Solitude droben murrte über diese abermalige „Umsattelung" seines Fritz und brummte so etwas von den kostspieligen juristischen Büchern, welche vergeblich angeschafft worden seien; aber der Herzog, welcher nun einmal in seiner Akademie auch Mediziner haben wollte, billigte die Umsattelung vollkommen.

Der Rahmen der Militär-Akademie war jetzt ein so weitgespannter, daß innerhalb desselben Juristen, Verwaltungs- und Finanzbeamte, Mediziner, Offiziere, Kaufleute, Baukünstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Modellirer, Musiker, Schauspieler, Tänzer, Kunstgärtner, Jäger und Bereiter ihre Ausbildung finden konnten. Die ganze Organisation der Anstalt war bekanntlich eine streng militärische. Die Direction hatte der Oberst Seeger, unter ihm commandirten die Majore Alberti und Wolff, sowie Aufseher verschiedener Grade, unter welchen der Lieutenant Nieß sich hervorthat, eine Corporalsnatur höchster Potenz, zugleich der Schrecken der Akademisten und die Zielscheibe aller guten und schlechten Witze, welche von den jungen Leuten ausgeheckt wurden. Dieser Nieß witterte verpönte Bücher hinter wohlverschlossenen Schrankthüren, und wehe dem Jüngling, welcher der Sehnsucht seines Alters nach dem verbotenen Genuß einer Pfeife in einem entferntesten Winkel der Akademie nachgab. Der Nieß schnüffelte Raucher und sogar Schnupfer unerbittlich auf und hatte es bald herausgebracht, daß Schiller zu diesen beiden Classen von Verbrechern gehörte. Die ordonnanzmäßige

„Propreté“ des Lieutenants stieß sich auch nicht wenig an der Lässigkeit, womit der Eleve Schiller sein Aeußeres behandelte und welche allerdings weit gegangen sein muß, denn wir haben allen Grund, anzunehmen, daß Herr Nieß keineswegs ohne Ursache eines Tages zu dem Eleven Schiller das historische Wort gesprochen habe: „Er ist ein Schweinpelz!“ Freilich ist es nicht unbegreiflich, daß eine Schiller'sche Natur gerade durch die unausgesetzte Nöthigung zur „Propreté“, deren widerwärtigste Seite das ewige Zopfmachen und Frisiren war, wobei sich die Zöglinge gegenseitig helfen mußten, in das entgegengesetzte Extrem verfiel.

Die Akademisten waren in fünf Divisionen eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann commandirt wurde. Die erste Division bildeten ausschließlich die „Cavalierssöhne“, welche unter anderen Vorrechten auch das besaßen, dem Herzog bei feierlichen Gelegenheiten die Hand küssen zu dürfen, während die Offizierssöhne und übrigen bürgerlichen Eleven ihre Huldigungsküsse einem Zipfel des herzoglichen Rockes aufdrücken mußten. Jede Division hatte ihre besondere Tafel in dem großen Speisesaal und ihren besonderen Schlafsaal. Der Herzog hatte auch einen akademischen Orden „bene merentibus“ gestiftet und die damit Beliehenen, die „Chevaliers“, deren Zahl aber selten mehr als acht oder neun betrug, genossen ebenfalls einiger Privilegien, bekamen an ihrer eigenen runden Tafel bessere Gerichte und hatten ein eigenes Schlafzimmer. Trommelschlag und Commandowort regelten Alles. Auf Commando wurde Toilette gemacht, wurden die Lectionen gehört, wurde studirt, gespeist, gebetet, schlafen gegangen [2]). Das ging so das ganze Jahr hindurch, denn Ferien gab es in der Akademie keine. Spaziergänge im Freien wurden nur selten gemacht und dann immer unter strenger Aufsicht. Doch fehlte es den Akademisten nicht an Gelegenheit zur Bewegung, denn sie erhielten Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. In dem geräumigen Garten war jedem ein Beet

zugetheilt, das er selbst bebaute, und auch Wasserbassins zur Uebung im Schwimmen waren da. Wunderlich machte es sich, wenn die älteren Eleven zuweilen Winters truppweise auf Maskenbälle („Redouten") commandirt wurden. Sie mußten dabei paarweise mit den Schülerinnen der Ecôle des Demoiselles gehen und das linkische Benehmen der jungen Leute, die unter dem unausgesetzt über ihnen schwebenden Commandostock in hölzerner Schüchternheit neben einander hergingen, erregte auf der Redoute immer große Heiterkeit. „Da kommen die Mönche und Nonnen!" hieß es bei ihrem Erscheinen. Im Uebrigen wurden die Eleven vor Berührungen mit dem weiblichen Geschlechte sorgfältigst gehütet. Nur Müttern und unerwachsenen Schwestern war an bestimmten Tagen der Eintritt in die Akademie gestattet. Außerdem durfte vom gesammten Frauengeschlecht nur die Gräfin Franziska diese Räume betreten, wo in engem Bunde gelehrte Pedanterei und soldatischer Kamaschendienst ihre Herrschaft aufgeschlagen hatten. Es konnte nicht fehlen, daß sich viele Karlsschüler später der Erscheinung dieser anmuthigen Frau wie eines Sonnenstrals erinnerten, welcher tröstend und erheiternd in die dumpfe Kasernenwirthschaft fiel.

Der Herzog kam, wenn er in der Gegend war, viele Jahre hindurch fast täglich aus dem Schlosse herüber oder von Hohenheim herab. Die Akademie war jetzt seine Leidenschaft. Er untersuchte Alles bis ins Einzelnste hinein, vertheilte Belohnungen und dictirte Strafen [3]). Neben dem großen Speisesaal hatte er sich ein bekuppeltes Gemach mit korinthischen Säulen einrichten lassen, wo er oft mit seiner „Franzel" Abendtafel hielt, zu welcher Beamte oder Professoren der Anstalt gezogen wurden. Mit den Zöglingen unterhielt er sich häufig, oft ganz cordial und väterlich. Den vierteljährlich wiederkehrenden Prüfungen wohnte er vom Anfang bis zum Ende bei, mischte sich auch wohl schulmeisterlich darein, selbst auf die Gefahr hin, daß sein Mangel an

Fachkenntnissen ihn arg prostituirte[4]). Der Fürst konnte das Brillirenwollen noch immer nicht lassen und daher mußte sich sein akademisches Steckenpferd nicht selten, namentlich vor fremden Gästen, zum wohldressirten Paraderoß aufputzen. So besonders am 14. Dezember, dem Tag der Stiftungsfeier der Akademie, und an den Geburtsfesten des Herzogs und der Gräfin von Hohenheim. Da wurden Preise ausgetheilt, von Professoren und Eleven Festreden gehalten, deren adulatorischen Weihrauch der Fürst wohlgefällig einsog, und da wurden auch auf dem in der Akademie eingerichteten, unter Uriot's Leitung stehenden Theater eigens zu diesen Festen gedichtete und von Zöglingen der Akademie in Musik gesetzte Festspiele aufgeführt, und zwar von den Akademisten selber in Gemeinschaft mit den Demoiselles der Ecole, welchen in diesen allegorischen Stücken die Rollen der Göttinnen und Nymphen zufielen, während die übrigen Frauenrollen wohl oder übel von Karlsschülern gespielt werden mußten. Natürlich bestand das Orchester ebenfalls aus Mitgliedern der Anstalt. Daß Schiller bei solchen Gelegenheiten wiederholt als Schauspieler aufgetreten, ist gewiß; nicht minder aber, daß er ein wahrhaft schrecklicher Schauspieler war, der sich in komische Rollen gar nicht zu finden wußte und in tragischen den Herodes so überherodisirte, daß er die Zuschauer viel mehr zum Lachen als zum Weinen brachte. Am ärgsten muß er es, dem Bericht des Augenzeugen Petersen zufolge, als Träger der Titelrolle von Göthe's Clavigo getrieben haben, welches Stück die Akademisten zur Feier des herzoglichen Geburtstages am 11. Februar 1780 aufführten. In der großen Szene mit Beaumarchais sei Clavigo-Schiller wie besessen auf dem Stuhle herumgerutscht, so daß die Zuschauer lachend erwarteten, er würde herunterfallen. Dagegen scheint er als Festredner mehr Glück gemacht zu haben. Er wurde bei zwei Geburtsfesten der Gräfin von Hohenheim (1779 — 80) zu einem solchen bestellt und sprach das eine Mal über das vom Her-

zog gegebene Thema: „Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?“ — das andere Mal über das Thema: „Die Tugend, in ihren Folgen beleuchtet.“ Beide Reden sind voll von Bombast, durch welchen dann und wann ein rhetorischer Blitz zuckt, und beide laufen auf die Verherrlichung des Herzogs und der Gräfin hinaus. Zu ihrem Geburtsfest im J. 1778 brachte Schiller im Namen der Akademie der Gräfin auch ein Huldigungsgedicht dar, in welchem sie, die damals eben doch nur die Maitresse en titre war, als „das Musterbild der Tugend“ gefeiert wurde. Zu einem der Geburtsfeste des Herzogs endlich schrieb Schiller ein kleines Vorspiel, betitelt „der Jahrmarkt“, welches in der gewöhnlichen Weise von den Eleven aufgeführt wurde. Einer der Lebensbeschreiber des Dichters adoptirt in Beziehung auf diese jugendlichen Producte den Satz einer Zeitschrift vom Jahr 1805, wo gesagt ist, es hätten diese Versuche schon den genialischen Kopf verrathen, „der mit Proteus' Zauberkraft sich in jede Form zu wandeln wußte.“ Wir unsererseits können beim besten Willen wenig Genialität in diesen Sachen finden, wohl aber Spuren jener Verwirrung der sittlichen Begriffe, wie sie, von oben herab gepflanzt und ermuthigt, damals in Deutschland häufig genug war. Oder sollen wir auch den Nebenumstand in Anschlag bringen, daß sämmtliche Akademisten, wie uns einer derselben ausdrücklich bezeugt, in die Gräfin von Hohenheim „so zu sagen förmlich verliebt waren?“ Aber wenn auch, so bleibt immer die Thatsache stehen, daß der jugendliche Schiller zur gleichen Zeit in öffentlichen Lobpreisungen des Herzogs und der herzoglichen Geliebten sich erschöpfte, wo er im Geheimen schon an den Räubern dichtete, sein Genius also bereits sich gefunden hatte. Wollen wir damit einen Vorwurf aussprechen? Keineswegs. Wäre es doch eine große Thorheit, von einem neunzehnjährigen Jüngling zu fordern, daß er im Besitz einer consequenten Charakterbildung sei, und

überdies erscheint uns Schiller in seiner Lobrednerrolle durchaus in der Lage eines Sklaven, welcher weiß, daß er loben und huldigen muß, und deßhalb in einer Art von Verzweiflung lieber den Mund gleich recht voll nimmt.

Es wäre ungerecht, wollte man die den Akademisten gebotene Gelegenheit, als Mimen und Rhetoren öffentlich sich hervorzuthun, durchaus nur auf Herzog Karl's Sucht, zu glänzen, zurückführen. Allein an den gelegentlich früher von einem ehemaligen Karlsschüler selbst hervorgehobenen Tadel der ganzen Anstalt, daß sie einseitig auf Stachelung des Ehrgeizes hingewirkt habe, ist hier doch zu erinnern. Welche Verlockung jugendlicher Gemüther zur Eitelkeit lag in allen diesen Schaustellungen! Zumal für Schiller, dem noch von anderer Seite her eine gute Meinung von sich selbst beigebracht wurde. Da waren die befreundeten Akademiegenossen — zu den schon früher Genannten hatten sich in Stuttgart noch Zumsteeg, Dannecker, Schlotterbeck, Heideloff, Haug und Kapf gesellt — welche den angehenden Poeten bewunderten. Da war ferner Balthasar Haug, der Vater des eben erwähnten Eleven, welcher an der Akademie schöne Wissenschaften und deutsche Stylistik docirte und, selber ein Stück Poet, eine Monatschrift, das „Schwäbische Magazin", herausgab, in welchem den schwäbischen Musen von damals Raum zur Aeußerung gegeben war. Es mochte dem Lehrerbewußtsein des Professors nicht wenig wohlthun, als er im 10. Stück des Jahrgangs 1776 seiner Zeitschrift ein Gedicht von seinem Schüler Schiller, betitelt „der Abend", abdrucken und darunter schreiben konnte: „Dies Gedicht hat einen Jüngling von sechszehn Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum." So sah sich also der sechszehnjährige Knabe zum ersten Mal gedruckt — wonnevolle Empfindung, wie sie eben nur ein werdender Autor kennt — und es steht zu vermuthen, daß das Blatt sofort nach der Solitude gewandert sei

und dort der zärtlichen Mutter eine Freudenthräne, ja selbst dem strengen Herrn Hauptmann ein beifälliges Kopfnicken entlockt habe.

Dieses erste von Schiller gedruckte Gedicht ist eine Art Psalm, in welchem eine aus Uz'schen und Klopstock'schen Tönen gemischte Reminiscenz vorschlägt. Solche Anlehnung an hochgehaltene Vorbilder ist bei dem Alter, in welchem der Dichter stand, sehr begreiflich. Man weiß, daß die Erstlinge selbst größter Dichter wenig Originalität verrathen. Dante schrieb Canzonen im Styl der provençalischen und sizilischen Troubadours, bevor das Exil ihn zum Schöpfer der Göttlichen Komödie weihte, Shakspeare erging sich in der aus Italien nach England verpflanzten Concettilyrik seiner Zeitgenossen, bevor er in Romeo und Julie als er selbst auftrat, und auch blindeste Göthomanen werden kaum behaupten wollen, daß schon in der „Laune des Verliebten" ode in den „Mitschuldigen" der Dichter des Faust, der Iphigenie und Dorothea sich angekündigt habe. Zwei Stellen jedoch müssen in dem Gedicht, womit Schiller zuerst vor die Oeffentlichkeit getreten ist, als eigenthümlich betont werden, die, wo er Gott nicht um Macht und Reichthum, sondern um Gesänge bittet, und die Anfangsstrophe, in welcher man wohl mit Grund eine Andeutung der außerordentlichen Theilnahme erblickt hat, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner zu jener Zeit in allen jungen Herzen erregte. Die Zöglinge der Akademie schwärmten für Washington und Franklin, wenigstens die Mehrzahl; denn es gab unter ihnen auch Parteigänger der Engländer und so fand der große welthistorische Streit jenseits des Ozeans in der streng soldatisch eingerichteten Lieblingsanstalt eines deutschen Fürsten sein kleines Spiegelbild. Es hätte müssen mit einem Wunder zugehen, wenn Schiller dieser Angelegenheit kein Interesse abgewonnen hätte. Mag sein, daß er, wie Petersen versichert, damals wenig Zeitungen las — sie waren auch darnach — allein schon

der glühende Fluch, welchen er in dem Gedicht „der Eroberer", das 1777 im Schwäbischen Magazin erschien, dem Despotismus zuschleuderte, verräth laut genug, daß der Jüngling das Wehen des Sturm= und Dranggeistes der Zeit zu fühlen angefangen hatte.

Wie sehr ihm aber dieser Geist die Seele schwellen mochte, seine in widerwärtigen Verhältnissen frühgeübte Kraft des Willens lehrte ihn eine Selbstbeherrschung, welche ihn nur selten mit der Disziplin der Akademie in Conflict kommen ließ. Im Kreise seiner poetischen und künstlerischen Freunde wich er einem Scherze nicht aus, versuchte sich mit denselben in dichterischen Kampfspielen, die nicht gerade immer auf dem saubersten Boden sich bewegten, und ließ manche versifizirte Neckerei ausgehen. Sonst lebte er ernst und still vor sich hin. Viel in sich gekehrt, wie er war, schenkte er der äußern Welt nicht jene geschmeidige Aufmerksamkeit, welche sie fordert, und diesem Umstand, verbunden mit dem etwas steifen Gange und der aufrechten Haltung des Jünglings, mag es zugeschrieben werden, daß er Solchen, die ihm nicht näher standen, stolz erschien. Wie mir aber scheinen will, muß etwas von dem „Stolzen und Großartigen" in Haltung und Gang, welches sechsundvierzig Jahre später Göthe dem heimgegangenen Freunde nachrühmte, wohl schon in dieser Zeit hervorgetreten sein. Eine Frau, welche ihren Sohn in der Akademie besuchte und bei dieser Gelegenheit Schiller den Schlafsaal hinunterschreiten sah, rief überrascht aus: „Sieh' doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Würtemberg." Mitunter kam auch wohl die dichterische Begeisterung so wild und gewaltsam über ihn, daß er ihre Eingebungen unter wüthendem Auffahren, Zucken und Schnauben zu Papiere brachte, mit den Füßen den Boden stampfend. Einem Kranken, bei dem er im Krankenzimmer der Akademie wachte, erschien er in einem solchen Augenblicke wie ein Tobsüchtiger. Es kochte und stürmte damals aber auch heftig

in der jungen Dichterbrust. Von seinem Berufsstudium nur nach der physiologischen und psychologischen Richtung hin angezogen, gab sich Schiller den Einwirkungen einer ziemlich bunten Lectüre mit Begierde hin. Voltaire's ätzender Spott stieß ihn ab, obwohl es nicht fehlen konnte, daß im Vorschritt seiner Bildung jene biblisch-klopstock'sche Gläubigkeit, welche noch das Gedicht „der Abend" geathmet hatte, mehr und mehr der Skepsis wich. Den süßen Rausch, womit Rousseau's Neue Heloise junge und unverdorbene Gemüther unwiderstehlich erfüllen muß, hat er redlich durchgekostet. Eine Zeitlang nahm ihn die melancholische Naturschwelgerei der Lieder Ossian's gefangen, welche ihm Petersen und Hoven verdeutschten. Aus den kraftgenialischen Dramen Klinger's sprach ihn eine verwandte Natur an. Aber am nachhaltigsten wirkte auf ihn die Bekanntschaft mit Shakspeare. Wie er sie machte, ist bekannt. Professor Abel, ein Mann von Geist, war gewohnt, in seinen Vorträgen philosophische Sätze durch Stellen aus Dichtern zu illustriren. So verdeutlichte er eines Tages seinen Zuhörern die Conflicte der Leidenschaften, indem er passende Züge aus Shakspeare's Othello nach Wieland's Uebersetzung anführte. Schiller schaute hoch auf und wurde ganz Ohr. Nach beendigter Stunde erbat er sich von dem Professor das Buch und warf sich mit Feuereifer auf das Studium des großen Dichters. Von den ersten Eindrücken desselben auf sein Gefühl hat er später in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung klare Rechenschaft gegeben und es ist von nicht geringem Interesse, mit der betreffenden Aeußerung Schiller's jene Stellen in Wilhelm Meister's Lehrjahren und im elften Buch von Wahrheit und Dichtung zusammenzuhalten, wo sich Göthe über die erste Wirkung Shakspeare's auf ihn ausläßt. Auf Göthe wirkte der Brite unmittelbar und allgewaltig wie eine ungeheure Naturerscheinung, Schiller dagegen mußte sich, um eine reine und große Wirkung zu empfangen, das Verständniß Shakspeare's erst philosophisch vermitteln.

Während in der angedeuteten Weise die Welt der Phantasie um den Jüngling her sich erweiterte, gingen auch in der Wirklichkeit eindrucksvolle Erscheinungen an ihm vorüber. Wenn Herzog Karl bezweckt hatte, die Augen der Welt auf seine Akademie zu lenken, so konnte er sich freuen, daß diese Absicht in Bälde vollauf erreicht wurde. Der Ruf der Anstalt ging weit. Nicht nur aus der Mehrzahl der europäischen Länder, sondern selbst aus Amerika und Ostindien kamen Zöglinge und aus dem In- und Auslande führte Theilnahme oder Neugier Besucher aus allen Ständen herbei. Gewiß war es erstere, welche den Besuch Kaiser Joseph's II. veranlaßte. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein kam der edle Monarch auf seiner Reise nach Paris am 7. April 1777 in Stuttgart an, wo er mehrere Tage verweilte und mit seiner gewohnten Einfachheit und Unscheinbarkeit auftrat. Er wollte auch hier lernen und verbrachte daher fast seine ganze Zeit in der Akademie, welche ihm zeigen zu können der Herzog nicht wenig stolz war. Der Kaiser hörte am ersten Tag ein von den Eleven gegebenes Concert und sah sich ihren Aufmarsch im großen Speisesaal an. Am zweiten Tage besuchte er mehrere Vorlesungen in der Akademie, unterhielt sich in seiner schlichten und freundlichen Weise mit Professoren und Zöglingen und ließ sich Abends die Aufführung einer Oper durch Akademisten und Demoiselles der Ecole gefallen. Er hinterließ einen sehr günstigen Eindruck.

Aber mochte es auch für den Eleven Schiller kein geringes Ereigniß sein, zu sehen, wie das Haupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der, wenn auch nicht mehr der Macht, so doch immer noch dem Titel und der Würde nach höchste Potentat der Erde, so menschlich frei und gut in seiner Nähe verkehrte, — dennoch darf angenommen werden, daß ein anderer Besuch, welcher anderthalb Jahre später in der Akademie eintraf, den jungen Dichter noch tiefer bewegt habe. Auf der Rückkehr von der „Geniereise", welche Karl August von Weimar mit seinem

Freunde Göthe im Herbst 1779 nach der Schweiz unternommen, wurde der Stuttgarter Hof besucht und kamen die Reisenden noch gerade recht, das Stiftungsfest der Akademie am 14. Dezember mitzubegehen. Nachdem Göthe und sein herzoglicher Freund der Morgenfeier in der Akademiekirche angewohnt und im Schlosse gespeist hatten, führte Herzog Karl seine Gäste Abends in den großen Saal der Akademie, wo die festliche Preisvertheilung stattfand. Draußen schlug die Trommel, Commandoworte tönten, die beiden großen Pforten thaten sich auf und herein marschirten die Colonnen der Eleven. Die leuchtenden Augen Hunderter von Jünglingen, die sich am Götz begeistert, am Werther berauscht hatten, waren auf die lange Tafel am obern Saalende gerichtet, auf welcher die zu vertheilenden Preise lagen. Dort stand Herzog Karl, zu seiner Rechten der Herzog von Weimar, zu seiner Linken der Dichter mit der stattlichen Gestalt und den männlich-schönen Zügen, mit dunkeln Feueraugen das eigenthümliche Schauspiel betrachtend. Den jugendlichen Herzen mochte es wohlthun, zu bemerken, daß Herzog Karl wie seinen fürstlichen Gast so auch dessen Freund mit ausgezeichneter Artigkeit behandelte [5]). Professor Consbruch hielt die Festrede und der Eleve Hoven will bemerkt haben, daß darin eine Anspielung auf den Werther vorgekommen und Göthe darüber roth geworden sei. Als die Eleven, welche sich im abgelaufenen Schuljahr ausgezeichnet hatten, zur Empfangnahme der Preise aufgerufen wurden, näherte sich auch Schiller der Tafel, denn er hatte sich Preise in zwei medizinischen und einem chirurgischen Fache verdient. Wie muß ihm das Herz gepocht haben, als er sich da dem berühmten, auch von ihm so sehr bewunderten und geliebten Dichter gegenübersah, welchen Fürsten wie Einen ihres Gleichen behandelten! Ob Göthe damals den hochaufgeschossenen Jüngling beachtete? Schwerlich. Ging er doch, wie wir sehen werden, bei einer zweiten, viel näheren Begegnung theilnahmlos an ihm vorüber und noch mußten nachher Jahre vergehen, bevor

die beiden größten Geister ihres Landes in Freundschaft sich zusammenfanden.

Aber hier unterbrechen wir für eine Weile die Fortführung der Jugendgeschichte Schiller's; denn es scheint mir passend, an die Erscheinung des Chorführers der Sturm- und Drangzeit unserer Literatur in der Militär-Akademie eine Schilderung dieser denkwürdigen, in das deutsche Kulturleben so tief eingreifenden Epoche zu knüpfen.

Viertes Kapitel.

Sturm und Drang.

Die Stürmer und Dränger oder Kraftgenies. — Der Göttinger Hainbund. — Mitglieder, Tendenzen und Lebensführung desselben. — Teutonischer Patriotismus, sittlicher Rigorismus und sentimentale Schwärmerei. — Die main- und rheinländische Dichtergenossenschaft. — Herder. — Shakspeare in Deutschland. — Lenz. — Klinger. — Hamann. — Göthe. — Merck. — Lavater. — „Geniereisen." — Die Geniezeit in Weimar. — Herzogin Amalia. — „Ein neuer Stern geht auf." — Herzog Karl August und Herzogin Luise. — Der Weimarer Kreis. — Kraftgeniestyl. — Gäste. — Das „Wüthen." — Theatralische Freuden und Leiden. — Ende der Geniewirthschaft.

Während der junge Schiller in Ludwigsburg auf der Schulbank saß und dann auf der Solitude und zu Stuttgart in der akademischen Clausur seinen Studien oblag oder unsicheren Schrittes die ersten Gänge in der Welt der Phantasie versuchte, hatte sich draußen in Deutschland eine literarische Revolution vollzogen, welche vielfach auch auf das soziale Gebiet herüberspielte und überhaupt in ganz unverhältnißmäßig höherem Grade, als es bis dahin der Fall gewesen, Literatur und Leben in Wechselbeziehung und Wechselwirkung setzte. Man ist übereingekommen, die Helden dieser tumultuarischen Bewegung unter dem Gesammtnamen der „Stürmer und Dränger" oder auch der „Kraftgenies" zu begreifen, und es ist die erstere Bezeichnung von ihnen selbst, die letztere von ihren Gegnern aufgebracht worden. So ein Collectivname

verleitet aber leicht zu Mißverständnissen, und wenn auch wahr ist, daß sämmtlichen Stürmern und Drängern die mehr oder weniger ungestüme, mehr oder weniger rücksichtslose Fehdelust gegen alles Aus- und Abgelebte, Greisenhafte, Unzulängliche und Verrottete in Kunst und Wissenschaft, Dichtung und Wirklichkeit, Staat, Kirche und Gesellschaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturmlaufen gegen religiöse, soziale und literarische Beschränktheit, gegen Kastenwesen und Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in Denkweise, Sitte und Tracht, als das gemeinsame Merkmal zukommt, so muß doch betont werden, daß innerhalb der „Partei der Zukunft" von damals sehr bedeutende Unterschiede und Farbennuancen vorkamen, daß man weder über den schließlich zu erreichenden Zweck noch über die anzuwendenden Mittel einig war und daß daher die Einen den Bruch mit der Vergangenheit prinzipiell, die Andern nur formell verstanden wissen wollten. Die verschiedenen Ursachen und Anregungen, deren Zusammenwirken den Anstoß zu der in Rede stehenden Bewegung gab, habe ich in der Einleitung zu meinem Buche ausreichend dargelegt, darf also, dorthin zurückweisend, hier der Wiederholung mich enthalten und kann sogleich an die drei Gruppen oder Kreise herantreten, in welchen hauptsächlich das Thun und Treiben der Original- und Kraftgenies sich sammelte. Demnach werden wir zunächst den Göttinger Hainbund ins Auge fassen, dann von der Dichtergenossenschaft reden, welche sich in den Rhein- und Maingegenden um ihren Mittelpunkt Göthe zusammenthat, und uns endlich die „Geniewirthschaft" mitansehen, welche einige Jahre hindurch am Weimarer Musenhof sauste und brauste.

An der Universität Göttingen, einem Hauptsitze der deutschen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, hatte sich zu Anfang der siebziger Jahre ein Kreis von strebsamen Männern und Jünglingen zusammengefunden, welche von der aufgeregten Zeitstimmung alle mehr oder weniger tief ergriffen waren: Voß, Hölty, Miller,

Wehrs, Ewald, Hahn, die beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg, Esmarch, Clauswitz, Closen, Cramer, Klöntrup, Bürger. Die Rolle eines Mentors hatte in diesem Kreise der empfängliche, aber bedächtige Boie, welcher 1770 den Göttinger Musenalmanach gründete als einen Sammelplatz für junge Poeten. Auch Leisewitz, der Dichter des Julius von Tarent, stand dem Göttinger Kreise nahe und ebenso Claudius, unter dem Namen des Wandsbecker Boten vielgenannt, ein Sänger von Liedern, deren Schönheit selbst ihre mitunterlaufende pietistische Verdüsterung kaum beeinträchtigen kann. Die Poesie des Alterthums, mehr aber noch die englische Literatur, so eben durch die Percy'sche Sammlung alter Balladen und durch den Macpherson'schen Ossian, diese keckste und zugleich genialste aller literarischen Fälschungen, aufgefrischt, wirkten bedeutend auf die Göttinger ein. Am allermeisten aber that dies Klopstock, der Abgott dieser Jünglinge, welche die geschworenen Feinde der Wieland'schen Richtung waren, die um diese Zeit durch die Nicolay (nicht zu verwechseln mit dem Aufklärer Nicolai) und Meißner zu langweiliger Breite sich fortspann, um in Alringer zur Plattheit und in Blumauer zur baaren Gemeinheit abzusinken. Das echteste Dichtertalent der ganzen Genossenschaft war ohne Frage Bürger, zu frühe und nicht ohne eigene Schuld vom Wirbel unglücklicher Verhältnisse verschlungen, als daß es ihm vergönnt gewesen wäre, das Gold seiner Poesie von ihren Schlacken reinzuschmelzen, aber bei Alledem als urkräftiger Balladenmeister in die Entwicklung unserer Literatur schöpferisch eingreifend. Auch in Bürger wühlte der Sturm und Drang jener nach neuen Lebensformen unsicher tastenden Zeit heftig genug, aber er war doch lange nicht hinreichend schwärmerisch, die Illusion seiner Freunde zu theilen, das Poetische würde sich in Form eines Dichterbundes auch sozial verwirklichen lassen. Der Hauptträger dieser Idee war Voß, nachmals durch Verdeutschung des Homer um die deutsche Kultur so hochverdient und bis zu

seinem Tode ein unerschütterlich thatkräftiger Kämpe für Vernunft und Recht, ein Mann, ein Charakter, wie es in unserer Literatur nur wenige gibt. Von Kindheit auf hatte er die Mittel seiner Bildung der Entbehrung abgerungen und es bewegt Einem das Herz, zu sehen, welche Reinheit und Weichheit des Gefühls, welchen hochfliegenden Idealismus unter allem Druck frühzeitiger Sorgen der Jüngling sich bewahrte. Selbst da, wo diese Hingabe an das Ideal in kindliche Schwärmerei, ja mitunter selbst in thränenselige Sentimentalität sich verliert, ist sie immer noch achtungswerth, wenigstens verglichen mit dem broncestirnigen Realismus unserer Tage, und wenn andererseits der ebenso vage als überstiegene Teutonismus, welchem wir in dem Göttinger Kreise begegnen, nicht selten ein Lächeln auf unsere Lippen rufen muß, so ist darob doch nicht zu vergessen, daß es in dem erniedrigten Deutschland von damals nichts Kleines war, sich als Deutscher zu fühlen und auszusprechen. Endlich ist in dem Treiben der Göttinger ein idyllischer Zug, welcher Jeden anmuthen muß, welchem in dem Geräusch und Raffinement von heute der Sinn für Naturfreude und Einfachheit in Führung des Lebens noch nicht abhanden kam.

Voll der Begeisterung für Freundschaft, Freiheit und Vaterland, welche die Poesie Klopstock's in ihm angefacht hatte, war Voß nach Göttingen gekommen, um seine Studien fortzusetzen, und bald sammelten sich um ihn und Boie die schon oben Genannten, welche alle mehr oder weniger Dichter waren oder sich wenigstens dafür hielten. Denn es mag gleich hier gesagt werden, daß die poetischen Resultate des Hainbundes, wenn wir die Gedichte von Voß, Bürger, Hölty und etwa die des jüngeren Stolberg ausnehmen, den großen Anläufen und Erwartungen keineswegs entsprachen. Aber das Leben und Treiben innerhalb des Bundes selbst macht eine eigenthümlichste Episode der deutschen Literaturgeschichte aus. Die Briefe von Voß an seinen Freund

Brückner und an seine nachmalige Frau, Ernestine Boie, führen uns mit köstlicher und unnachahmlicher Naivetät und Frische dieses kulturgeschichtliche Idyll vor, in welchem Kraftgenialität und Empfindsamkeit seltsam genug sich mischen. Am 17. Juni 1772 deutet Voß in einem Briefe an Brückner an, daß die Grundlagen des Bundes gelegt seien: — „Wir versammeln uns der Reihe nach bei einem, gemeiniglich Sonntags Nachmittags. Die Producte eines jeden — (nämlich die von jedem Mitglied des Kreises die Woche über gefertigten Gedichte) — werden vorgezeigt und beurtheilt und von Boie verbessert." Schon Ende Septembers wird dann der Freund von der förmlichen Stiftung des Bundes der Barden — die Klopstock'sche Fiction von altdeutschem Bardenwesen wurde nämlich von den Jünglingen adoptirt — freudig in Kenntniß gesetzt: — „Ach, den 12. September hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen und tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unseren Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten." Ueber die Einrichtung dieser Versammlung gibt dann ein Schreiben vom 3. November das Nähere an. „Alle Sonnabend um 4 Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstock's Oden und ein in

schwarz=vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock her und man urtheilt alsdann über die Schönheiten derselben. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Das schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von Gedichten unseres Bundes werden.“ Es ging aber in den Versammlungen der Barden nicht immer so trocken her. Am 26. October schrieb Voß: „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnaß zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus. Boie oben im Lehnstuhl und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden getrunken. Erstlich Klopstock's. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's, nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzens u. s. w. und nun mein allerliebster bester Brückner mit seiner Doris. Ein heiliger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, die Miller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Boie und Bürger mit Silberstimmen und Hölty und ich mit den übrigen das feurige: Lebe! ausriefen. Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's — (ohne Zweifel, denn der Dichter der Lenore theilte die Klopstock'sche Befangenheit seiner Freunde nicht). Man stand mit vollen Gläsern auf und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!“

Nicht selten fällt der heilige Eifer, womit die jungen Leute sich ans Dichten geben, ins Komische. So schreibt Voß am 8. November: „Bei Boie war eben der Bund versammelt und wie wir um sieben Uhr weggingen, flüsterte mir Boie ins Ohr, die Grafen Stolberg würden um neun Uhr ihn besuchen; ich sollte

auch kommen. Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeisterung und wollte anfangen zu schreiben, als Hahn hereintrat. Kurz, er fühlte auch so was und wir entschlossen uns, Hölty abzufordern und wieder ins Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verse zu machen. Ich sagt' es Boie; der nahm mich lächelnd beim Arm, schob mich zur Thüre hinaus und gab mir seinen Segen. Und so wanderten wir drei bei Mondschein nach Wehnde und da dichteten wir um die Wette." Der Eintritt der beiden jungen Grafen Stolberg in den Hainbund erhöhte die Hoffnungen der Mitglieder sehr bedeutend und bei der schroffen Ständescheidung, welche damals wie im politischen so auch im geselligen Leben Deutschlands noch existirte, war diese enge Befreundung hochadeliger Studenten mit armen bürgerlichen in der That ein Ereigniß, das einem Symptom bevorstehender Umwälzungen gleichsah. Fritz Stolberg insbesondere schloß sich innig an Voß an und wetteiferte mit diesem in urteutonischer Begeisterung, wie denn der Letztere einmal (16. Juni 1773) seiner Ernestine schreibt, er sei mit dem jüngeren Stolberg und Hahn bis Mitternacht ohne Licht in seiner Stube herumgegangen und „da sprachen wir von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären."

In der That, sie träumten vom Handeln, diese jungen Lyriker, während sie ihre zornschnaubenden Tyrannenoden dichteten und einander vordeclamirten. Vom „Hain" (= Bund) hegten sie eben so große als unbestimmte Erwartungen. „Es kann nicht anders sein," schreibt Voß am 24. Februar 1773 an Brückner, „der Bund muß einmal Deutschlands Vortheil stiften, mit dem

Eifer, der alle seine Glieder beseelt und dem würdigen Zuwachs, den er erhält." Als vollends Klopstock mit dem Bunde in freundlichen Verkehr trat und dessen Tendenzen billigte, kannte der Enthusiasmus keine Gränzen mehr. „Komm her, mein liebster Bundesbruder, und umarme mich!" ruft Voß unterm 6. März 1774 Brücknern zu. „Boie hat einen Brief von Klopstock an den Bund mitgebracht. Der größte Dichter, der erste Deutsche von denen die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Göthe und einige Andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Tyrannei aufzuhalten suchen." Als Klopstock im Spätherbst 1774 nach Göttingen kam, wurde er von den Hainbündlern mit einer Ehrfurcht empfangen, wie sie solche keinem Kaiser gezollt hätten. Sie saßen den ganzen Tag „um ihn herum", seinen Worten zu lauschen. Der verehrte Mann zeigte seinen Jüngern auch den Brief, vermittelst dessen ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden zu sich eingeladen hatte[6]). Das Jahr zuvor hatte der Hainbund den Geburtstag des Christus- und Hermannssängers mit großer Feierlichkeit begangen[7]). Ein Brief von Voß an Brückner (4. Aug. 1773) zeichnet das charakteristische Bild dieser Feier. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube (es regnete den Tag) zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Levkoien bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesund-

heit, Luther's und Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Ebert's, Göthe's, Herder's. Klopstock's Ode der Rheinwein ward vorgelesen. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß."

Gewiß konnte der ehrliche Voß, als er einundzwanzig Jahre später Wieland's Haus betrat und daselbst mit der ganzen Bonhommie des Geschichtschreibers der Abderiten empfangen wurde, nicht ohne ein Gefühl von Scham und Reue auf dieses Autodefé zurückblicken [8]). Fast aber will mir scheinen, in dem erwähnten Brandopfer verrathe sich schon ein Vorgeschmack von der Ketzerriecherei und Ketzerrichterei des später — einen Voß'schen Ausdruck zu gebrauchen — unter die „Dunkler" gegangenen Fritz Stolberg, welcher sich ja auch, wie wir seines Ortes sehen werden, durch Erlassung eines Fehdebriefes gegen Schiller den Heiligenschein zu verdienen suchte. Während seines Zusammenlebens mit den Hainbündlern in Göttingen war jedoch Stolberg ganz Feuer und Flamme, ganz Kraftgenie, dessen poetische Manifeste gegen Despoten und Pfaffen nicht selten in ein unarticulirtes Lallen der Wuth verliefen. Aus solchem aufgebauschten Zürnen fielen unsere jungen „Tyrannenerschütterer" dann häufig in die allerweichsten Rührungen, so daß man z. B. glauben könnte, es handle sich um ein ungeheuerstes Unglück, wenn Voß seiner Ernestine am 18. September 1773 den Abschied der Stolberge beschreibt: — „Der 12. September wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngeren Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder

Ausdruck war Melancholie . . . Jeder wollte den Andern aufheitern und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahekam (ja wohl!). Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Miller's Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen." — Natürlich konnte bei so empfindsamer Disposition auch die Liebe nicht ausbleiben. Es wurde im Hainbund eine schwere Menge von Oden und Elegieen „an die unbekannte Geliebte" gemacht, aber wenn dann an die Stelle der Phantasiebilder ein wirkliches Mädchen trat, so ging es dabei höchst ehrbar her. Diesen Jünglingen war es Ernst mit ihren Tugendgefühlen und Tugendgesängen und sie dachten nur daran, die Erwählte ihres Herzens als ehrsame Hausfrau heimzuführen. Dann und wann mischt sich in diese hainbündlerische Erotik auch ein komisch-spießbürgerlicher Ton: so, wenn der gute Voß mitten in dem ersten halb schüchternen halb ekstatischen Geständniß, womit er gegen seine Ernestine herausgeht, plötzlich nach seiner Tabakspfeife ruft.

Wie leicht erklärlich, zerrannen alle die großen Entwürfe und Hoffnungen des Hainbundes in Nichts. Die jungen Leute zerstreuten sich bald nach allen Himmelsgegenden und wandelten sehr verschiedene Wege im Leben. Voß heiratete seine Ernestine, zog mit ihr nach Wandsbeck, wo er, seine Uebersetzung Homer's beginnend, mit seiner jungen Gattin und mit der Familie des Wandsbecker Boten ein so idyllisch-genügsames Leben führte, daß

wir Epigonen kaum begreifen können, wie man in solcher Beschränkung und Armuth nicht nur idealistisch gestimmt bleiben, sondern auch zufrieden und glücklich sein konnte. Im Herbste 1778 kam Voß als lateinischer Schulmeister nach Otterndorf im Lande Hadeln und von dort 1782 in gleicher Eigenschaft nach Eutin, wo er wieder mit Fritz Stolberg zusammentraf, aber auch den Jugendfreund durch dessen Uebertritt zum Katholicismus verlor. Später ging er nach Jena und von da endlich nach Heidelberg. Er hatte sich an der Hand der Griechen und Römer, die er verdeutschte, aus den Nebelregionen Klopstock'schen Teutonismus zu klareren Anschauungen emporgearbeitet und für das eigene Talent in der poetischen Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Klein- und Stilllebens den passenden Ton gefunden, wie seine Idyllen von der Pfarrerstochter Luise und vom redlichen Dorfschulmeister Tamm unvergänglich bezeugen. Aber die Erinnerung an die enthusiastische Zeit des Hainbundes blieb dem trefflichen Manne stets eine goldene und noch im Jahre 1803 sprach er in einem Briefe an Miller in Ulm seine Sehnsucht „nach der späten Erneuerung eines ehemaligen Bundestages" aus.

Etwas früher als in Göttingen die jugendliche Kraftgenialität träumte, schäumte und — weinte, hatte sich in Straßburg um den jungen Göthe, welcher im Frühjahr 1770 zur Vollendung seiner Rechtsstudien diese Universität bezog, ein Kreis von Stürmern und Drängern gesammelt. Göthe selbst erfuhr hier wirksamste Anregungen für die Entfaltung seines Genius und zugleich wob sich im schönen Elsaß in das vielbewegte und unruhevolle Treiben des jungen Dichters die reizendste Episode seines Lebens, seine Liebe zu Friederike Brion, die anmuthige, gute und edelmüthige Pfarrerstochter von Sesenheim. Viele Jahre später, als er seine Selbstbiographie niederschrieb, ging dem alten Herrn noch das Herz auf, als er sich den Augenblick vergegenwärtigte, wo das schöne Kind zum ersten Mal vor ihn trat, „schlank und

leicht, als wenn sie Nichts an sich zu tragen hätte, aus heitern blauen Augen deutlich umherblickend, die gewaltigen blonden Zöpfe vom niedlichen Köpfchen niederhängend, im kurzen, weißen, runden Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, im knappen weißen Mieder und schwarzer Taffetschürze auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin stehend.“ Kein Zweifel, mancher von jenen innigsten Herzenslauten, denen wir in Göthe's Werken begegnen, ist durch Friederike hervorgerufen worden. Aber der Verlauf, welchen das Verhältniß des Dichters zu diesem Mädchen nahm, kann uns auch zeigen, daß im Göthe'schen Kreise in Sachen der Liebe weit „genialischer“ verfahren wurde als in dem der Hainbündler.

Als das „bedeutendste Ereigniß“, welches in seinen Aufenthalt zu Straßburg fiel, hat Göthe seine daselbst mit Herder gemachte Bekanntschaft bezeichnet. Herder war als Hofmeister eines Prinzen von Holstein-Eutin nach Straßburg gekommen und verweilte längere Zeit daselbst, um ärztliche Hülfe gegen ein schmerzhaftes Augenübel zu suchen. Fünf Jahre älter als Göthe liebte er es, diesen um der fahrigen Unruhe oder, wie sich Herder ausdrückte, um des „Spatzenmäßigen“ in seinem Gebahren willen zu hofmeistern. Trotzdem bildete sich bald ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und Göthe, denn diesen ließen die großen Vorzüge Herder's dessen Wunderlichkeiten mit guter Laune ertragen. Herder war bereits ein Mann von Ruf. In die Fußstapfen Lessing's tretend, hatte er wie dieser seine Laufbahn als Kritiker begonnen, aber, ein Product der Sturm- und Drangperiode, ging die Kritik in Herder's Erstlingsschriften („Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ und „Kritische Wälder“) im Sturmschritt einher. Schon in diesen Jugendarbeiten jedoch ließ Herder das Wesen seiner rastlosen und umfassenden literarischen Thätigkeit durchblicken: — das Vermitteln der antiken

Bildung mit der christlichen, die universelle Empfänglichkeit für die über den ganzen Erdboden hin zerstreuten Kulturschätze, das kosmopolitisch gebildete Ohr, welches die Klänge der Universalharmonie der Poesie vernahm, verstand und Andere verstehen machte. Man weiß, daß die edle Natur Herder's später vielfachen Trübungen ausgesetzt war, in Folge deren auch das herzliche Verhältniß zu Göthe zuletzt völlig sich löste. Unzufrieden, ein Geistlicher zu sein, und doch zu gewissenhaft und zu stolz, um die Pflichten seines Amtes nicht mit Würde zu erfüllen, gerieth der große Schriftsteller in älteren Jahren auch zur Literatur seines Landes in ein so unerquickliches Verhältniß, daß er die besten Geistesthaten Göthe's und Schiller's nicht mehr verstehen konnte oder wollte und sich, wie wir später erfahren werden, nicht scheute, dem Schönsten gegenüber das Elendeste anzupreisen.

In der Straßburger Zeit jedoch waren Herder's Verstimmungen und Morositäten erst nur vorübergehende. Mit offener Seele ließ er die hochwogende Flut jener Tage auf sich wirken und seine Gedichte aus dieser Periode tragen den Stempel der Kraftgenialität. Göthe ließ sich gerne von ihm belehren und Herder verstand es, dem jungen Titanen ganz neue Blicke in Wesen und Form der Dichtkunst aufzuthun. Herder drang überall auf das Ursprüngliche, verwarf das französisch Gemachte und Gekünstelte, grub mit sicherer und frommer Hand die Quellen der Volkspoesie auf und ließ nur solche Dichter gelten, welche aus diesem ewigen Jungbrunnen ihre Inspiration geschöpft hatten. So erschloß er dem Freunde die Welt Homer's, Ossian's und Shakspeare's. Wer Göthe kennt, weiß, wie diese Drei auf ihn gewirkt haben. Was insbesondere Shakspeare angeht, so ist Jedem bekannt, welches wichtige Moment in der Aufschwungsgeschichte unserer Literatur die Bekanntschaft mit diesem Heros abgab. Und doch war es noch gar nicht lange her, seit der Name Shakspeare's in Deutschland bekannt geworden. Zwar hatte denselben Georg Morhof

schon 1682 zum ersten Mal erwähnt und dann 1708 Barthold Feind, aber noch Bodmer kannte nicht einmal den wahren Namen des Dichters und nannte in seiner Abhandlung vom Wunderbaren in der Poesie (1740) denselben Saspar oder Sasper. Ein Jahr darauf erschien zu Berlin die erste Uebersetzung eines Shakspeare'schen Stücks, des Julius Cäsar, und gab Gottsched Gelegenheit zu einem bornirten Verdict [9]). Allein selbst Wieland noch äußerte in den Anmerkungen zu seiner Verdeutschung Shakspeare'scher Dramen ganz abgeschmackte Ansichten über den größten der Dichter, welchem erst durch Lessing und Herder eine richtigere Würdigung widerfuhr.

Für die rhein- und mainländische Dichtergenossenschaft, in welcher neben Göthe Klinger, Lenz, Hahn (nicht zu verwechseln mit dem Hainbündler dieses Namens) und Wagner hervorragten, war Shakspeare das A und O. Die Strebungen dieser Jünglinge, welche mit dem ganzen Feuer und Ungestüm der genialen Jugend von damals gegen das Herkömmliche in Literatur und Leben sich auflehnten, werden ganz gut mit dem Wort Titanismus bezeichnet. Denn in Wahrheit wühlte und brauste in ihnen ein titanisches Wollen, eine Kraftgenialität, deren Gefühle und Ueberzeugungen sie, im Gegensatze zu der lyrischen Richtung der Hainbündler, mit Vorliebe vermittelst der „Wucht des dramatischen Pathos" geltend zu machen suchten. Keck griffen sie nach den größten Stoffen und Formen, rissen die Sprache aus ihrem anständig-langweiligen Menuettgang heraus, lehrten sie neue Wendungen und gewagteste, aber auch vielfach gelungenste Sprünge und gaben der in den Studirstuben Verblaßten wieder ein lebensfrisches Colorit, indem sie an die Stelle der conventionellen Phrase den leidenschaftlich-unmittelbaren Ausdruck, an die Stelle des abstracten Begriffs die concret-volksthümliche Anschauung setzten. Es ist wahr, die deutsche Muse sträubte sich Anfangs gegen die gewaltsamen Umarmungen der Wildlinge, aber bald erwiderte sie

die feurigen Küsse der munteren Jungen, obgleich diese nicht sehr ceremoniös mit ihr verfuhren. Denn sie schlugen ihr das thurmartige Toupet vom Kopfe, daß der Puder davonstob, traten ihr die stelzenhaften Absätze von den Schuhen, wischten ihr Schminke und Schönpflästerchen von den Wangen, entschnürten sie ohne Umstände des Fischbeinharnisches, genannt Corset, entledigten sie des schrecklichen Reifrocks und führten sie in einem mitunter nicht gerade übermäßig decenten Anzug hinaus in Wald und Gebirge, mitten hinein wie in den Kirmeßjubel unter der Dorflinde so auch in den Tumult der Weltgeschichte.

Aber freilich entsprach zunächst nur bei dem einen Göthe dem dichterischen Wollen vollauf das Können. Einige seiner Mitstrebenden, wie Hahn und Wagner, verschwendeten ein unzulängliches Talent an tragischen Vorwürfen, aus welchen sie nur kraftgenialische Ungeheuerlichkeiten zu machen verstanden, Andere wußten sich trotz reichster Begabung weder im Leben noch in der Dichtung zurechtzufinden. So besonders der arme Lenz, den der Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit endlich nach Verübung zahlloser genialischer „Affenstreiche" dem Wahnsinn in die Arme jagte und der zuletzt im fernen Moskau elend verkam. Seine Dramen veranschaulichen, was Göthe damit meinte, wenn er sagte, die Verehrung Shakspeare's sei unter seinen Jugendfreunden bis zur Anbetung gestiegen. Hier ist überall ein Stük Shakspeare, aber ein tollgewordener Shakspeare. Da fährt Tragik und Komik, das Barockste, Fratzenhafteste und doch auch wieder Zartestes und Innigstes in einem Gewimmel und Gewusel durcheinander, daß es Einem vor den Augen flimmert. Von gediegenerem Stoffe war Klinger, ein Mann voll sittlichen Ernstes, nach Ueberwindung seines jugendlichen Vulkanismus in der Uniform eines russischen Generals die stoisch-unabhängige Gesinnung eines altrömischen Republikaners bewahrend. Unter seinen Erstlingswerken findet sich das Drama „Sturm und Drang", welches

dieser ganzen Literaturperiode ihren Namen gegeben hat. Die Personen, welche darin auftreten, charakterisiren recht gut den titanischen Uebermuth und die titanische Verzweiflung einer poetischen Jugend, welche sich, mit Klinger zu reden, „über eine Trommel spannen lassen wollte, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, oder im Raume einer Pistole hätte existiren mögen, harrend, daß eine Hand sie in die Luft knallte[10]).“ Das wahre Wesen der Kunst, ihre Selbstherrlichkeit, hat Klinger nie begriffen. Er vulkanisirte erst in einer Reihe von Trauerspielen, welche jetzt nur noch als erstarrte Lavablöcke in der Literaturgeschichte dastehen, dann in einer Reihe von Romanen, um zu demonstriren, zu warnen, zu strafen. Und worauf lief seine ganze Weltanschauung hinaus? Auf das bekannte Rousseau'sche Axiom, daß Alles, wie es aus der Hand der Natur komme, gut sei und daß Alles unter den Händen der Menschen schlecht werde — ein Axiom, welches in Klinger's Schriften zu der trostlos fatalistischen Ueberzeugung versteinerte, das Gute und Edle sei in dem großen Narrenhaus, genannt menschliche Gesellschaft, nur da, um zu leiden und unterzugehen, während das Böse triumphire.

Göthe selbst war in der Straßburger Zeit eine Beute der widerstrebenden Stimmungen und Tendenzen, welche durch das „Labyrinth“ seiner Brust schwankten. Der Tumult um ihn her mußte auch ihn verwirren. Er hatte trotz seiner Jugend schon viel erlebt, mehr noch gesehen, manches versucht. Mit den beengend religiösen Eindrücken, welche der Umgang mit dem frommen Fräulein von Klettenberg in ihm hinterlassen, war er nach Straßburg gekommen und hier war sein schon vorher erregtes Interesse für Hamann, einen Frommen anderer Art, durch Herder aufgefrischt worden. Hamann, der „Magus im Norden,“ wie seine Verehrer ihn hießen, hat ebenso sehr in die religiöse wie in die literarische Bewegung jener Zeit mächtig eingegriffen. Durch alle seine zahllosen Pamphlete, geschrieben in einem dunkeln, sibyllinisch-

orakelnden „Heuschreckenstyl", geht der kraftgenialische Grundgedanke, daß dem greisenhaften Geist der Ueberlebung, der gelehrten Kleingeisterei und Pedanterei, allen den veralteten Schulsatzungen im Leben und Dichten ein Ende gemacht werden sollte. Zur Natur, zum Kindesalter der Völker müsse man zurückkehren, damit aus der Einfalt des kindlichen Glaubens eine neue Einheit des Bewußtseins, eine neue Gesellschaft, eine neue Poesie hervorgehe. Diese Forderungen konnten sich, mit Abrechnung der Hamann'schen Bibelgläubigkeit, die Originalgenies schon gefallen lassen. Herder's mehr humanistische und ästhetische als theologische Betrachtung der alten Religionsurkunden wies dem Wolfgang einen Weg, zu menschlich-freier Auffassung der religiösen Probleme zu gelangen, und da Naturgenuß und Freundschaft, mehr aber noch die sonnige Liebe Friederike's ihm das Herz wärmte, so trieb den jungen Dichter Alles, die „inneren Stimmen" sprechen und singen zu lassen. Mehrere seiner süßesten Lieder sind damals entstanden und großartigste Stoffe drängten sich an ihn heran: Mohammed, Ahasver, Prometheus, Faust. Er entschied sich aber, wie bekannt, zunächst für den Götz von Berlichingen, welchen ihm seine damalige enthusiastische Hinneigung zu „deutscher Art und Kunst" nahegebracht hatte. Zu diesem Drama kam nach dem Aufenthalt in Wetzlar, wohin der Doctor Göthe im Sommer 1772 gegangen, um beim dortigen Reichskammergericht schleppenden Andenkens, wie sein Vater wollte, „sich in praxi zu versuchen," der Roman Werther's Leiden, welchen er, die volle Glut seiner Leidenschaft für die einem Anderen verlobte Lotte Buff ausströmend, binnen vier Wochen aufs Papier warf. Mit diesen beiden epochemachenden Dichtungen entrichtete Göthe der Sturm- und Drangstimmung seinen Tribut. Was seine Zeitgenossen fühlten und dachten, er stellte es zum Kunstwerk gestaltet vor sie hin. Der Götz veranschaulicht den in weit höherem Grade reinmenschlichen und individuellen als politischen Freiheitsdrang jener Zeit; der Werther

repräsentirt die andere Seite der Kraftgenialität, die absolute Vertiefung in ideale Herzensbedürfnisse, eine Schwärmerei, welche an der Klippe der Convenienz lieber scheitern als sie umschiffen will.

„Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" hatte der Kriegszahlmeister Merck gemahnt, als Göthe, ins väterliche Haus nach Frankfurt zurückgekehrt, mit Veröffentlichung des Götz und Werther zögerte. Die Freundschaft Merck's, des verständigen, mit kritischem Takt und doch auch mit lebhaftem Interesse für alles Schöne und Tüchtige ausgestatteten Mannes, war einer der besten Gewinnste, welche Göthe aus der Glücksurne zog. Ueberhaupt machte es einen Theil seines Glückes aus, daß er in jeder Periode seines Lebens Freunde fand, die wahrhaft fördernd auf die verschiedenen Phasen seines Genius einwirkten. Der Dichter hat in seinem Alter nicht ganz gerecht den trefflichen Merck als den Mephisto des Faust-Göthe bezeichnet. Denn der Freund war keineswegs ein Geist, der stets verneinte. Allerdings warnte er: „Die Anderen — (dies ging wohl auf die Hainbündler) — suchen das Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nur dummes Zeug; dein Beruf ist es, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben" — und warf wohl auch ein trockenes Wort hin, „keinen so Quark zu machen, wie die Andern auch machen könnten," aber gerade in einem der angeführten Worte hat Merck mit sicherstem Instinkt die Aufgabe des Göthe'schen Genius, dem Realen das ideale Gepräge aufzudrücken, dargelegt. Göthe that indessen, wie der Freund wollte, indem er 1773 den Götz und 1774 den Werther gedruckt ausgehen ließ, prächtige Blitze der Poesie, denen sofort ein mächtiger Donner des Beifalls nachrollte.

Die Wirkung dieser Werke war, ein Lieblingswort jener Zeit zu gebrauchen, erstaunend. Eines schönen Morgens stand Göthe als berühmter Mann auf. Sein elterliches Haus wurde eine Wallfahrtsstätte bedeutender Menschen. Die Mutter, jene

originelle Frau, welche unter dem Titel der Frau Rath oder der Frau Aja in der Götheliteratur eine so prächtige Figur macht, hatte alle Hände voll zu thun, die zu- und abgehenden Gäste, mitunter wunderliche Heilige, zu bewirthen, und selbst der steifreichsstädtische Herr Rath schüttelte nur im Stillen den Kopf, wenn der kraftgenialische Tumult in die strenge Ordnung des Hauses zu den drei Leiern hereinbrach, wie bei dem Besuch der Brüder Stolberg geschah, wo dem Weinkeller des alten Herrn übel mitgespielt wurde. Es kam aber auch Klopstock, der in der deutschen Gesellschaft das priesterliche Ansehen eines antiken Vates behauptete, und es kam Lavater, der vielberufene Heilige vom Ufer der Limmat. Nach Geßner's Lebensbeschreibung Lavater's ging die erste Zusammenkunft desselben mit Göthe im echtkraftgenialen Styl vor sich. „Bist's?" — „Ich bin's!" — Lavater, eine ursprünglich reine und edle Natur, wurde Seitens heiliger und unheiliger Frauen nach und nach zu jener sublimen Verschrobenheit hinaufgehätschelt, die den Mann in so notorischen Charlatanen und Gaunern, wie Gaßner und Cagliostro waren, größte Menschen und gottbegnadigte Wunderthäter erblicken ließ und ihn zuletzt alles Ernstes glauben machte, er sei wirklich der Sanct Lavatus, für welchen ihn seine Verehrerinnen hielten. Seine Missionsreisen in Sachen eines mit kraftgenialer Fühlsamkeit seltsam verquickten Christenthums, das aber bei aller Warmbrüderlichkeit doch auf das zelotische Dilemma: „Entweder Christ oder Atheist!" hinauslief, sowie in Sachen der auf thörichteste Willkür basirten, von ihm aufgebrachten Mode der Physiognomik, welche dann der geisteshelle Lichtenberg vermittelst seiner „Physiognomik der Hundeschwänze" gebührend lächerlich machte, gehörten mit zur Signatur der Zeit, — wie auch die Figur des im Göthe'schen Hause ebenfalls seine Aufwartung machenden Leuchsenring mit dazu gehörte, jener Typus eines Empfindlers, Briefwechslers und Schwarmgeists von damals, der allen Berühmtheiten nach-

jagte, einen geheimen „Orden der Empfindsamkeit" stiften wollte und immer mit Brieftaschen bepackt war[11]).

Fehlte es gerade daheim an Besuchen, so unternahm der Wolfgang zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen „Geniereisen" in die Nähe und Ferne. Es ist uns davon manche hübsche Geschichte überliefert und auch davon, wie der Dichter den Zauber seines Ruhmes durch die Magie seiner Persönlichkeit noch erhöhte. Freund Merck zu besuchen, ging er oft nach Darmstadt hinüber. Da gaben ihm die artigsten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus und in Darmstadt setzte er sich auf die steinerne Treppe vor Merck's Hausthüre, um den um ihn versammelten Mädchen „Genieaudienz" zu geben. Nach allen Seiten hin wurden mit dem ganzen Freundschaftsenthusiasmus jener Tage Verbindungen angeknüpft, rheinabwärts besonders mit dem Jacobi'schen Kreise in Pempelfort, der wie alle Welt alsbald von Göthe bezaubert war[12]). Die drolligste Geniereise war aber wohl jene, welche im Sommer 1774 das „Weltkind" Göthe mit den beiden „Propheten" Lavater und Basedow nach Ems und Koblenz machte. Lavater, dem der Glaube an den historischen Christus Herzenssache war, mit Basedow, dem pädagogischen Radicalreformer und enragirten Rationalisten, welcher zu dem Dogma von der Trinität so zu sagen im Verhältniß persönlicher Feindschaft stand, und mit Göthe, welcher damals an seinem Prometheus und seinem Faust dichtete, in einem Wagen auf einer gemeinschaftlichen Vergnügungsreise begriffen — da haben wir einen der schönsten Contraste einer contrastvollen Epoche. Auf dieser Reise hatte am Wirthstische des Gasthofs zu den drei Reichskronen in Koblenz jene classische Szene statt, welche uns Göthe in der kraftgenialen Manier beschrieben hat, womit er seine zu jener Zeit vom Stapel gelassenen satirischen Brander „Götter, Helden und Wieland", „Pater Brei" und „Satyros" auftakelte. Im folgenden Jahre machte Göthe in Gesellschaft der beiden Stolberge eine

Schweizerreise, die hauptsächlich Lavatern galt, welcher aber mit den gräflichen Brüdern, die sich als vollständige Kraftgenies gebärdeten, seine liebe Noth haben mochte[13]). Göthe's Freundschaftsgefühl für den Züricher Propheten währte ungeachtet der zudringlichen, auch an Göthe versuchten Proselytenmacherei des Letzteren bis zur italischen Reise des Dichters, welche ja überhaupt den großen Wendepunkt in seinen Anschauungen ausmachte.

Inzwischen hatte im Februar 1774 die durch Knebel vermittelte Begegnung Göthe's in seiner Vaterstadt mit dem Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar und dessen Bruder Constantin stattgefunden. Götz und Werther hatten auf den selbst von einer vollen Ader von Kraftgenialität durchzogenen Erbprinzen, welcher damals ein siebzehnjähriger Jüngling war, mächtig gewirkt und die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter wob zwischen diesem und Karl August, der wirklich ein Fürst, ein Vorderster seiner Zeit und seiner Nation wurde, ein Band der Sympathie, welches nur der Tod zerreißen sollte. Der Prinz hatte dem Geist des Jahrhunderts gemäß eine liberale Erziehung erhalten. Seine Mutter, die geist- und gemüthvolle Amalia von Braunschweig, in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Herzog Ernst August von Weimar vermählt, war schon als Achtzehnjährige Wittwe geworden und hatte damit Pflichten übernommen, denen sie so Genüge that, daß sie in jenem edlen Document, ihrem Selbstbekenntniß („Meine Gedanken") mit Recht sagen durfte, die schönste Frühlingszeit ihres Lebens sei Nichts als Aufopferung für Andere gewesen. Klein von Statur, machten ihre spirituellen Züge, ihr graziöser Gang, ihre Gewandtheit im mündlichen Ausdruck sie zu einer angenehmen Erscheinung. Mit warmem Blut, einem zärtlichen Herzen und einer lebhaften Phantasie verband sie eine große Lernbegierde. Als sie 1762 Wieland zum Lehrer ihres Erstgeborenen berufen hatte, ward sie

selber noch seine Schülerin und lernte bei ihm Griechisch, um den „Grazienschlingel" des Alterthums, den Aristophanes, in der Ursprache lesen zu können. Dieser Zug deutet schon auf ein heiteres Temperament, welchem nachgebend sie auch wohl einem derberen Scherze nicht prüde aus dem Wege ging. Mit Papa Wieland stand sie auf so freundschaftlichem Fuße, daß der Freund in seinen älteren Jahren sich's zuweilen herausgenommen habe, neben der Herzogin auf dem Sopha sitzend sein Mittagsschläfchen zu halten.

Weimar war damals noch „mehr Dorf als Stadt," aber die Festsetzung Wieland's bezeichnet den Anfang der Entwicklung dieser kleinen Residenz zur geistigen Metropole von Deutschland, was sie in Wahrheit lange Jahre gewesen ist. Unlange nach Wieland kam Bertuch, der Uebersetzer des Don Quixote, dann der feine, ehrenwerthe, tüchtig gebildete Knebel, als Erzieher des Prinzen Constantin berufen. Nahm man dazu noch den launigen Märchenerzähler Musäus, Professor am Gymnasium, und die beiden Hofherren F. H. von Einsiedel und K. S. von Seckendorf, dieser ein nicht verächtlicher Componist und Poet, jener ebenfalls in Musik und Stegreifsdichtung gewandt und in seiner schwankhaften Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der „ami" par excellence, aber nicht, wie oft geschehen ist, mit seinem abenteuerlichen jüngeren Bruder zu verwechseln [14]) — so hatte man schon Etwas, was einem „Weimarer Musenhof" ähnlich sah. Aber die wirkliche Eröffnung desselben datirt doch erst von der Ankunft Göthe's. Im September 1775 trat Karl August die Regierung an. Im October führte er seine Braut heim, die Prinzessin Luise von Darmstadt, sah bei dieser Gelegenheit Göthe abermals in Frankfurt und wiederholte demselben die schon früher an den Dichter gerichtete Einladung an seinen Hof. Göthe, der in dem jungen Fürsten eine gleichgestimmte Natur gefunden, ergriff die gebotene Gelegenheit, von Frankfurt wegzukommen,

um so herzhafter, als die quälenden Nachwehen seines ebenso leidenschaftlichen als unerquicklichen Verhältnisses zu Lili (Elisabeth Schönemann) einen Wechsel des Ortes und der Umgebungen räthlich machten. Am 7. November langte er zu Weimar an, in der obligaten „Genietracht" — blauer Wertherfrack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, weiße Cannevasbeinkleider und Stulpenstiefeln — welche, weil der junge Herzog sie adoptirte, für eine Weile so zu sagen Weimarer Hoftracht wurde.

Die Erscheinung des von Genialität, Lebenslust, Liebenswürdigkeit und Muthwillen funkelnden Dichters, dessen hochwogende Seele in einem Leibe wohnte, welcher ihn zum schönsten Manne seiner Zeit machte, war eine unwiderstehlich siegreiche. Selbst der klarverständige Knebel berichtet, wie ein Stern sei Göthe am Weimarer Himmel aufgegangen. Wieland, der kurz zuvor von dem muthwilligen Dichter so herb satirisirte Wieland schrieb am 10. November an Fritz Jacobi: „Morgens um 5 Uhr ist Göthe in Weimar angelangt. O mein bestes Brüderchen, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, als ich beim Geheimerath von Kalb, wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich Ihnen nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe wie ein Thautropfe von der Morgensonne." Dem jungen Fürsten ging in der Freundschaft mit Göthe, die so dauernd und für Beide so fruchtbar werden sollte, das Leben erst recht auf, um so mehr, da sich in dieser ersten Zeit zwischen ihm und seiner jungen Gemahlin kein recht gedeihliches Verhältniß, wie es später eintrat, gestalten wollte. Karl August war das, was Göthe eine „dämonische Natur" nannte. Er hat den fürstlichen Freund auch ausdrücklich als eine solche bezeichnet, d. h. als einen geborenen großen

Menschen. Zwei weitere Aussprüche Göthe's über den Herzog: „Er pflanzt und möcht' auch, daß es schon gewachsen wäre" — und: „Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm Nichts; hätte er sich eines erringen, erjagen, erstürmen können, das wäre ihm Etwas gewesen" — deuten an, wie sich der Fürst in der Jugend hatte und gebahrte. Der Sturm und Drang der Zeit war mächtig in ihm und er hat das Bacchanal der Kraftgenialität redlich mit durchgemacht. Aber er war auch eine edle Natur, ein wahrhaft guter Mensch, der es sich angelegen sein ließ, alles Rechte und Schöne nach Kräften zu fördern. Jenes bekannte Epigramm, worin Göthe erklärt hat, es wäre „ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein," wenn alle deutsche Fürsten seinem Herzog glichen, ist wahrlich keine höfische Schmeichelei, sondern, Alles zusammengenommen, ein verdientes Lob gewesen. Der Ruhm Karl August's beruht keineswegs allein darauf, daß sein Name mit größten unserer Kulturgeschichte als der eines Helfers und Freundes unzertrennlich verknüpft ist, nein, es muß auch gesagt werden, daß er ein rechter und treuer Patriot, daß er wie der freisinnigste so auch, im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, der menschlichste Fürst gewesen ist, welchen Deutschland je gehabt hat [15]). Seine Gemahlin Luise nimmt in dem Ehrenkranz deutscher Frauen für immer eine vortretende Stelle ein. Gegen die Ausschreitungen der Geniewirthschaft am Hofe, welche in die ersten Jahre ihrer Ehe fiel, bildete die Herzogin ein wohlthätiges Gegengewicht, indem sie auf ihre Würde hielt und darauf bestand, daß wenigstens in ihrer nächsten Umgebung gewisse Gränzen eingehalten würden. Temperament und Gewöhnung verliehen ihr eine Haltung, welche kalt und stolz erscheinen konnte; aber ihr Herz war voll Edelmuth, und wie groß sie dachte, trat herrlich zu Tage, als sie in der furchtbaren Trübsal, welche 1806 nach der Schlacht bei Jena über ihr Haus und über das Land hereinbrach, dem zornsprühenden Welteroberer gegenüber den ganzen Heroismus einer schönsten

Weiblichkeit entfaltete und dem rücksichtslosen Despoten Hochachtung vor einer deutschen Frau und Fürstin abzwang.

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, Männer und Frauen, stand zu dem kleinen Weimarer Hof, als Göthe an demselben erschien, in bleibender oder gastfreundlicher Beziehung. Schon im October 1776 kam Herder, auf Göthe's Betreiben als Oberhofprediger und Generalsuperintendent vom Herzog berufen. Zu den schon früher namhaft gemachten Hofherren von Geist gehörte auch der Kammerherr von Wedel, Karl August's Jugendgespiel und treuer Jagdgenoß. Mit Dalberg, dem kurmainzischen Statthalter in Erfurt, mit den Prinzen August von Gotha und Adolf von Barchfeld, mit dem Fürsten Franz von Dessau wurden lebhafte Verbindungen unterhalten. Von Frauen, die zum Hofkreise gehörten, seien die witzige Thusnelda von Göchhausen genannt, das in alle Schwänke der Kraftgenies mit guter Laune eingehende Hoffräulein der Herzogin Amalia, dann die Kammerpräsidentin Kalb, die Gräfin Werther, Luise von Imhof, die „kleine" Schardt, und Charlotte von Stein, Gemahlin des Oberstallmeisters, zehn Jahre hindurch die große Flamme Göthe's, für welchen die anmuthige Frau, obgleich nie eigentlich schön und über die Jugendfrische schon hinaus, in dem Tumult der „lustigen Weimarer Zeit" ein rechter Leitstern wurde. Auch Corona Schröter, die schöne Sängerin, muß hier noch genannt werden, welche in den theatralischen Spielen des Hofes voranstand und in Göthe's Brust ein altes Liebesfeuer neu entfachte. Auf die früheren Genossen Göthe's mußte die große Neuigkeit von dem Glück, welches der Wolfgang am Weimarer Hofe gemacht, sehr anziehend wirken. Lenz kam, meldete Göthen seine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen und sucht, wohin er seinen Fuß setze," wurde gastlich aufgenommen und machte „Affenstreiche" und „Eseleien", bis man ihn fortschaffen mußte. Dann erschien Klinger und las seine

titanisirenden Trauerspiele vor, bis Göthe davonlief mit den Worten: „Das halte der Teufel aus!" Ein noch sonderbarlicherer Gast war der Schweizer Kaufmann, von dem der wundersüchtige Lavater sagte: „Er kann, was er will" — der aber in Wahrheit Nichts konnte als die Kraftgenialität zur höchsten Potenz der Extravaganz und Unverschämtheit erheben. Göthe machte ihn unsanft „abfahren", worauf er nach Dessau ging, um am dortigen Hofe den Rousseau'schen Natursohn zu spielen. Bei der Anwesenheit der Brüder Stolberg, die noch im vollen Saft ihrer phantastischen Jugendlichkeit standen, wurde teutonisch gezecht und wurden sonst allerhand geniale Kraftstücke ausgeführt. Später nahm auf wiederholte Einladungen hin Merck „seinen Rappen zwischen die Beine" und that eine Fahrt nach Hofe. Er gefiel den Weimarer Fürstlichkeiten und Notabilitäten sehr, soll aber, wenn Falk treu berichtet hat, das höfische Genietreiben Göthe's mit nicht sehr günstigen Augen angesehen und gemurrt haben: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen! Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?"

Aber der kraftgeniale Most wollte und mußte ausgähren. Diesen Gährungsprozeß weiter im Einzelnsten zu verfolgen, ist hier nicht statthaft. Wildlustig und ungefüge genug that sich mitunter die vom Herzog ganz offen und von der Herzogin Mutter unter der Hand begünstigte Geniewirthschaft auf. Es mag Etwas von Böttiger'schem Klatsch in der Ueberlieferung sein, daß Göthe, wenn ihn der dämonische Drang erfaßte, sich mit aufgelöstem Haar mänadisch auf dem Boden gewälzt habe, daß der Dichter und sein herzoglicher Dutzbruder oft stundenlang auf den Marktplatz der Stadt sich gestellt hätten, um mit „abscheulich großen" Parforcekarbatschen mit einander um die Wette zu knallen, daß das studentische „Schießen" von den Originalgenies im

größten Styl betrieben worden sei und Anderes der Art mehr. Aber so ganz unwahrscheinlich ist das Alles keineswegs, denn Göthe selbst schrieb (5. Jan. und 8. März 1776) an Merck: „Ich treib's hier freilich toll genug. Wir machen Teufelszeug" — und Wieland meldet Demselben (26. Jan. 1776): „Göthe lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, comme vous savez, und macht uns Alle glücklich, er mache, was er will." Göthe, ein Virtuos in allen körperlichen, wie in so vielen geistigen Uebungen — er führte unter Anderem auch das Schlittschuhlaufen in Weimar ein — hat zwar in dem kraftgenialen Tumult, dessen Mittelpunkt er war, sein edleres Selbst nie verloren, aber doch war er immer mit dabei, wo es galt, „die bestialische Natur zu brutalisiren," nicht selten bis zum Uebermaß. „Wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen," erzählt er selbst. „Auf Parforcejagden über Hecken und Gräben und durch Flüsse, bergauf, bergab, Tage lang sich abzuarbeiten und dann Nachts bei einem Feuer im Walde zu campiren, das war nach des Herzogs Sinn." Die Lustschlösser Belvedere, Ettersburg und Tieffurt, dann die Umgebungen von Stützerbach, Ilmenau, Dornburg, Lauchstädt waren die Schauplätze des poetischen Zigeunertreibens, wobei natürlich tüchtig poculirt und nicht weniger „gemiselt" d. h. geliebelt wurde, denn die Mädchen hießen in dem kraftgenialen Rothwelsch „Misels". Das vergrößernde Gerücht, d. h. eine von neidischem Uebelwollen aufgestachelte Klatschsucht ließ es nicht fehlen, die geniewirthschaftlichen Vorkommnisse ins Ungeheuerliche auszumalen und so konnte Zimmermann aus Hannover an Herder die lächerlichen Worte schreiben, er habe aus Weimar eine Menge Dinge vernommen, bei denen sich „alle seine Haare senkrecht in die Höhe gerichtet hätten." Das eben war das Eigenthümliche der Weimarer Kraftgenialität, daß durch die Unbändigkeit, ja durch die mitunterlaufende Rohheit derselben, wie Göthe in dem

Gedicht „Ilmenau" sagt, immer wieder edle Sitte durchschlug. War man des Treibens und Hetzens und „Wüthens" in Feld und Wald und Gebirge müde, so griff man daheim zum Komödienspiel, der Herzensfreude der Herzogin Amalia. Weimar hatte damals noch kein stehendes Theater und nur eine Komödiantenbande unter Bellomo's Direction ging ab und zu. In der eigentlichen Genieperiode aber ward bei Hof ein Privattheater eingerichtet, auf welchem die Fürstlichkeiten und die Hofleute selber die Rollen übernahmen. Göthe war Dirigent, Theaterdichter und Schauspieler zugleich. Der Apparat war sehr einfach und die Kosten unbedeutend. Muthwilligste Neckerei hatte dabei freilich nicht selten offenen Raum. So wurde in einer tollkomischen, von Göthe gedichteten, von Seckendorf componirten Oper, „die geflickte Braut", nachmals zum „Triumph der Empfindsamkeit" abgeschwächt, dem bei der Aufführung zu Ettersburg anwesenden Papa Wieland vermittelst einer Parodie seiner „Alceste" so arg mitgespielt, daß er im Zorne davonlief. Aber auch Göthe's Iphigenie in ihrer ersten Gestalt kam am 6. April 1779 auf dem fürstlichen Privattheater zuerst zur Aufführung und man möchte sagen, daß mit der Erscheinung dieser edlen Dichtung die kraftgenialische Atmosphäre Weimars sich zu klären und zu reinigen begonnen habe.

Den Abschluß des Kraftgeniewesens bildete die Geniereise, welche der Herzog im Herbst 1779 mit Göthe und Wedel zu Pferde — wie das übrigens damals noch eine sehr gewöhnliche Reiseart für Männer war — in die Schweiz unternahm. Bei der Zurückkunft nach Weimar trug der Herr Geheimerath, welcher jedoch nach Wieland's Zeugniß (an Merck, Juli 1776) „schon lange vorher und von dem Augenblick an, wo er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, mit aller ziemlichen Weltklugheit sich aufgeführt hatte," — bordirte Westen und Staatsröcke und trat auch äußerlich mit dem ganzen Minister-

aplomb auf. Er mochte bemerkt haben, daß sich das „Regiment" denn doch nicht so im Spaße führen lasse, und auch „das nahe an stille Wuth gränzende odium Vaticinianum" gegen den beneideten Günstling konnte ihm nicht entgangen sein. Er warf sich jetzt mit allem Ernst in die Geschäfte, aber er fühlte und sagte, daß er „eigentlich zum Schriftsteller geboren" und demnach die Zeit, welche er diesem seinem wahren Beruf entzöge, eine verlorene sei. Auch der fürstliche Freund machte ihm Sorge; besonders wirkte des Herzogs leidenschaftliche Neigung fürs Militär vielfach störend und verwirrend. Der Ueberdruß des Dichters am Hofleben ging um diese Zeit bis zu hypochondrischer Verstimmung. Damals schrieb er an Frau von Stein: „Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen" — und das Mißfallen an der Gegenwart verdüsterte ihm auch die Erinnerung an die Vergangenheit, besonders an die kraftgeniale, so sehr, daß er nur noch mit Widerwillen, ja mit Reue auf dieselbe zurückblicken mochte. Karl August seinerseits, jünger und leichtblütiger als der Freund, war von der Gravität und „Taciturnität" seines Herrn Kammerpräsidenten Anfangs nicht sehr erbaut und meinte auch später noch, es sei „gar possierlich, wie der Mensch gar so feierlich werde." Er selbst, der Herzog, gehörte zu den glücklichen Sterblichen, die an Geist und Gemüth nicht altern. Er hat sich den studentischen Humor seiner Jugend bis zuletzt bewahrt und es ist ergötzlich, zu hören, wie der Fürst dem ceremoniös gewordenen Jugendfreunde gegenüber mit kraftgenialisch-ungenirter Redeweise herausging [16]).

Aber es lag in der Natur der Sache, daß eine Episode, wie die Sturm- und Drangperiode im deutschen Kulturleben war, nicht von langer Dauer sein konnte. Je heftiger die An- und Aufspannung der Gemüther gewesen, um so rascher mußte sie nachlassen, um so mehr, da das deutsche Staatsleben nicht danach angethan war, dem Thatendrang einer kraftgenialen Jugend ent-

gegenzukommen. Die deutsche Geniezeit, in welcher auch Schiller's Erscheinung wurzelt, ist eines der Vorspiele der großen Umwälzungen gewesen, die sich am Ausgang des Jahrhunderts vollzogen. Der Saus und Braus der Kraftgenialität glich den Aequinoctialstürmen, welche den Frühling ankündigen. Es brach auch wirklich in jenen Tagen für Deutschland ein neuer Geistesfrühling an. Und nicht nur Das. Denn wenn auch die neue Literatur als ihr nächstes Ziel nur die Souverainetät der Kunst im Auge hielt, so war sie doch zugleich voll befruchtender Anregungen für die Weiterentwicklung des politischen und sozialen Lebens unseres Landes. Wer die Zustände der deutschen Gesellschaft in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts näher kennt, wird nicht bestreiten wollen, daß es schon ein Stück sozialer Revolution war, wenn der Dichter des Götz und Werther mit einem deutschen Herzog auf Du und Du stand.

Fünftes Kapitel.

Die Räuber.

Eine vergoldete Pille und eine eitle Berechnung. — Schiller liest im Bopserwald seinen Freunden die Räuber vor. — Entstehungsgeschichte dieser Tragödie. — Ihr Charakter. — Melancholie und Arbeit. — Die Dissertation. — Schiller disputirt. — Ein fataler Revers. — Regimentsmedicus ohne Degenquaste mit 18 Gulden monatlich bei Augé's Grenadieren.

„Ich muß gestehen," äußerte Herzog Karl am 13. November 1779 gegen den Intendanten seiner Akademie, — „ich muß gestehen, der Eleve Schiller hat in seiner Dissertation viel Schönes gesagt und besonders viel Feuer gezeigt. Eben deßwegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann die Dissertation noch nicht öffentlich in die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm [17]) sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein

Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

Diese Entscheidung des herzoglichen Censors war ein dicker Censurstrich kreuz und quer durch eine Hoffnung, welcher sich der Eleve Schiller das ganze Jahr her überlassen hatte. Von dem brennenden Wunsch getrieben, endlich aus der akademischen Kaserne loszukommen, hatte er sich in dieser Zeit den nöthigen Zwang angethan, um mit Fleiß und Beharrlichkeit seinem Brotstudium obzuliegen. Nicht ohne Erfolg; denn über ein Thema aus ihrer Fachwissenschaft eine Abhandlung einzureichen, waren die Akademisten erst dann ermächtigt, wann sie ihren Lehrern hiezu befähigt genug vorkamen. Erschienen diese Abhandlungen den beurtheilenden Fachmännern und in letzter Instanz dem Großpädagogarchen, dem Herzog, der Veröffentlichung durch den Druck würdig, so galt die Erziehung der Verfasser für vollendet und die Stunde der Erlösung aus der Akademie hatte geschlagen. Schiller's Probeschrift vom Jahr 1779 führte den Titel „Philosophie der Physiologie" und er hatte sich in dieser deutsch entworfenen, dann lateinisch ausgeführten Dissertation vorgesetzt, das leibliche und das seelische Leben, sowie die Wechselbeziehungen beider im Menschen zu betrachten und darzulegen, was, den übriggebliebenen Bruchstücken nach zu urtheilen, in einer Weise geschah, welche zeigt, daß der Jüngling schon hier aus den Schranken handwerksmäßiger Anschauungen zu philosophischer Durchdringung der Naturgesetze vorzuschreiten strebte. Weil vollends dieser Versuch mit etlichen kraftgenialen Ausfällen auf anerkannte Autoritäten gewürzt war, so langte Schiller mit seiner Abhandlung etwas unsanft an den medizinischen Zopf seines Lehrers und jetzigen Beurtheilers Klein, welcher zwar den „guten und auffallenden Seelenkräften und dem Alles durchsuchenden Geist" des jungen Mannes Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber zugleich — und aller-

dings nicht ganz mit Unrecht — verlangte, daß derselbe erst noch die „jugendlichen Gährungen“ überwinde, bevor er von der Schule losgesprochen werde. Demzufolge entschied der Herzog in der angegebenen Weise. Ob der Herr Intendant, indem er dem jungen Mann diese Entscheidung mittheilte, denselben auch die Vergoldung der Pille, nämlich die Meinung des Herzogs, daß Schiller dereinst gewiß ein „recht großes Subjectum“ werden könne, sehen ließ, vermag ich nicht zu sagen. Aber gewiß ist wohl, daß der Fürst, als er jenes Wort sprach, nicht geahnt hat, in welchem Umfange dasselbe ein prophetisches sei.

Also das „zu starke“ Feuer Schiller's sollte vermittelst der Verlängerung seines akademischen Curses um ein Jahr „noch ein wenig gedämpft werden.“ Eitle Berechnungen der Menschen! Gerade dieses Jahr verlängerten Zwanges blies das Feuer zur sturm- und drangvollen Lohe an. Gerade dieses Jahr übte auf den Vulkan in der jungen Dichterbrust einen solchen Druck, daß er um so heftiger aufkochte, überschäumte und einen wildprächtigen Lavastrom auswarf: — „Die Räuber.“

In der Morgenfrühe eines schönen Sommersonntags — so will eine durchaus glaubwürdige Ueberlieferung, die sich aber nach Art mündlicher Traditionen um genaue Angabe des Tages leider nicht bekümmert hat — war die Division, bei welcher Schiller und mehrere seiner Freunde standen, unter Führung ihres Hauptmanns zu einem ordonnanzmäßigen Spaziergang ausgerückt. Der Zug ging die alte Weinsteige hinauf zu dem Wald, welcher noch jetzt, freilich vielgelichtet, die Bopserhöhe krönt. Hier gab's ein Gemunkel unter der Schiller umgebenden Gruppe — Hoven, Heideloff, Dannecker, Kapf, Schlotterbeck — und während die Andern auf dem Wege nach Birkach zu vorwärts gingen, schlugen sich die sechs Freunde einzeln und verstohlen seitwärts in den Wald. An einer heimeligen Stelle machten sie Halt und lagerten sich auf das Moos, mit Ausnahme Schiller's, welcher, an den

Stamm einer Fichte gelehnt, ein zerknittertes, vielfach um- und durchgearbeitetes Manuscript aus der Brusttasche seiner Uniform zog. Es war sein Trauerspiel, das er bei dieser dem Reglement der Anstalt abgelisteten Gelegenheit den Freunden im Zusammenhange vorlesen wollte. Der Vortrag des Dichters war Anfangs ruhig und gehalten, als er aber zu der Stelle in der fünften Szene des vierten Actes kam, wo Karl Moor seinen todtgeglaubten Vater in dem Thurmkerker wiederfindet, steigerte sich der Ausdruck des Vorlesers so sehr, daß die Freunde über die Großartigkeit der Dichtung und die Leidenschaftlichkeit der Declamation in Erstaunen, ja in Bestürzung geriethen, um dann in lauteste Beifallsbezeugungen auszubrechen.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese Szene, von welcher Heideloff als Augen- und Ohrenzeuge eine Skizze entworfen hat und welche nachmals von Dramatikern und Künstlern mit künstlerischer Freiheit reproducirt wurde, in das Jahr 1779 oder aber in das folgende zu setzen sei, glaube aber, das letztere Datum sei vorzuziehen. Die Räuber wurden nämlich anerkannter Maßen während des letzten Jahres von Schiller's Aufenthalt in der Akademie im Wesentlichen vollendet und konnten kaum vor dem Sommer 1780 so weit vorgerückt sein, wie die berührte Vorlesung schließen läßt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß aus schon beregten Ursachen der jugendliche Dichter gerade im Jahre 1780 in der rechten Räuberdichtungsstimmung sich befinden mußte. Doch soll damit keineswegs bestritten werden, daß die Anfänge der epochemachenden Tragödie von früher datiren können und wirklich datiren. Sie reichen in Wahrheit in das Jahr 1777 zurück. Schiller's Genius war nie so geartet, daß er in einem Wurfe ein Werk fertig brachte. Er arbeitete langsam, immer vor-, wieder zurück- und abermals vorschreitend, sein Dichten war kein improvisatorisches. Außerdem verwehrte ja schon die peinlich strenge Tagesordnung der Akademie jede Möglichkeit,

ein solches Stück in einem Zuge oder auch nur in unbedeutenden Zwischenräumen zu schreiben. Jede darauf verwandte halbe oder ganze Stunde war eine der akademischen Haus- und Studienordnung förmlich abgestohlene und es liegt hierin schon ein Erklärungsgrund, und zwar kein unbedeutender, von der bis zum wilden Grimm vorgehenden Gewaltsamkeit des Gedichts. Man denke sich einen jungen Titanen, welcher, mit Spiegelberg zu reden, „unter der milzsüchtigen Laune eines gebieterischen Corporals" zu leiden hat, d. h. einem schnüffelnäsigen Rieß die Augenblicke ablauern muß, wo er seine Geliebte, die Muse, küssen kann, und man wird sich über den Ungestüm dieser Küsse nicht eben verwundern.

Es ist seines Ortes erwähnt worden, wie frühzeitig schon der junge Schiller mit dramatischen und zwar mit tragischen Entwürfen sich getragen habe. Erst in einer viel späteren Zeit seines Lebens, damals, als der Wallenstein entstand, kam es ihm zu klarem Bewußtsein, daß er geboren, ein Tragöde zu sein. Doch mußte den Jüngling schon die Bekanntschaft mit Shakspeare entschiedener auf seine Bestimmung hinleiten und dann gaben die theatralischen Spiele, denen wir in der Akademie begegneten, für die Entwicklung seines dramatischen Hanges auch äußerliche Anregungen ab. Sein Freund Heideloff, angehender Maler und Architekt, wurde noch als Zögling der Militär-Akademie von dem Herzog bei Zurüstung höfischer Feste vielfach als Decorateur verwendet und hatte sich bei solchen Anlässen besonders auch Kenntniß der Bühnentechnik erworben. Er war demzufolge bei den dramatischen Darstellungen in der Akademie selbst der eigentliche Schöpfer und Lenker des szenischen Apparats und ermunterte einerseits, um über die nöthigen Prologe, Epiloge u. dgl. m. verfügen zu können, den Freund zur theatralischen Gelegenheitsdichterei, andererseits zur Uebernahme von Rollen. Das Letztere war freilich ein Fehlgriff, denn wenn je ein Mensch nicht zum

Schauspieler geboren wurde, so war es Schiller. Aber die Beschäftigung mit der Bühne befruchtete den eigensten Trieb der jungen Dichterseele und verlangend sah er sich nach einem Stoff um, aus welchem sich ein Drama bilden ließe. Freund Hoven machte ihn auf die Geschichte von zwei feindlichen Brüdern aufmerksam, welche in Haug's Schwäbischem Magazin stand und wahrscheinlich von Schubart herrührte. Dieses Thema ergriff der Dichter und begann es dramatisch zu formen. Aber die Ausführung schritt langsam vor. In aller Heimlichkeit ward hier ein Monolog, dort eine Szene zu Papier gebracht. Es klingt sagenhaft, darf jedoch auf das Zeugniß von Schiller's trefflicher Schwester Christophine hin als volle Wahrheit angenommen werden, daß der Dichter zuweilen ein Unwohlsein fingirte, um im Krankensaal der Akademie über die reglementarische Abendstunde hinaus die Vergünstigung einer Lampe zu genießen, deren Schein einen Theil der Räuber entstehen sah. Kam dann der visitirende Aufseher, so fuhr das Manuscript unter bereitliegende medizinische Bücher, und wenn, wie nicht selten geschah, der Herzog selbst die Runde machte, mochte er das spätnächtliche Aufsitzen des Eleven Schiller bei scheinbar fachwissenschaftlichen Studien nicht ungnädig vermerken.

So entstanden bis zum Schluß des Jahres 1780 allmälig die Räuber. Da ich aber, wie schon im Vorwort zu meinem Buch erklärt worden, keine Aesthetik der Werke Schiller's, sondern die Geschichte seines Lebens schreibe, mag der Leser weder hier noch weiterhin lange Abhandlungen über die ersteren erwarten. Zu meinem Zwecke reicht es aus, die Bedingungen und Verhältnisse anzugeben, unter welchen Schiller's Werke geschaffen wurden, und hervorzuheben, was sie wollten und wie sie wirkten. Was die Räuber angeht, so war das Stück seinem Gehalt wie seiner Form nach ein Product der Sturm= und Drangzeit, eine glänzendste Offenbarung der Kraftgenialität, welche hier unter

dem Druck äußerer Umstände zur ganzen Energie ihres Ausdrucks sich erhob. Die Aeußerung Karl Moor's in der zweiten Szene des ersten Acts, daß das Gesetz noch keinen großen Mann gebildet habe, aber die Freiheit Kolosse ausbrüte, enthält das ganze Drama im Keim. Die Räuber waren also ein Fehdebrief, ein wilder Kriegsruf gegen das Gesetz, d. h. gegen die gesellschaftliche Convenienz, und wie sich der Geist des Stückes zornvoll gegen diese aufbäumt, so wirft auch die Sprache alle Schranken des conventionellen Anstands revolutionär vor sich nieder. Das geht so weit, daß man deutlich merkt, der Dichter habe sich der bei Studenten der Medizin häufig vorkommenden Gewohnheit, mit physiologischen Cynismen förmlich Parade zu machen, nicht entschlagen können oder wollen. Die Freiheit, die er verlangt und anstrebt, ist im Grunde eine so inhalts- und ziellose, daß sie aus der Luft Rousseau'scher Abstractionen mit Nothwendigkeit in den Schmutz des Räuberlebens herabfallen muß. Positiv ist in der Tragödie nur der unbändige Veränderungstrieb einer Jugend, welcher es in der eigenen Haut zu enge geworden war. Alles Uebrige ist abstract und so sind auch die Personen, obgleich Schiller in den Figuren seiner Bande verschiedene seiner Mitzöglinge zu portraitiren versucht hat. Lebenswirklichkeit muß man in dem Stücke nicht suchen: was für eine Schemengestalt ist z. B. Amalia! Aber freilich, als Göthe die Maria und Elisabeth im Götz, die Lotte im Werther zeichnete, standen ihm schon die realen Züge zu Gebote, welche er an Gretchen, Aennchen, Friederike und Charlotte erfahren hatte. Was wußte dagegen Schiller, als er die Räuber schrieb, von den Frauen? Nichts. Was von der Welt überhaupt? Nur, was im Plutarch und Rousseau stand, denn den Shakspeare hat er selbstgeständlich erst viel später verstanden. Die Charaktere in den Räubern sind daher keine Menschen, sondern nur Abstractionen himmelhoher Tugenden oder höllentiefer Laster, wie eben der ins Ungeheuerliche vergrößernde

und zugleich verzerrende Hohlspiegel sie zeigt, in welchem eine geniale und unerfahrene Jugend die Welt zu sehen leicht sich verführen läßt. Schiller, als Verfasser der Räuber, wird, scheint mir, vortrefflich charakterisirt, wenn man auf ihn anwendet, was Jean Paul von einem seiner Jünglinge sagt: — „Dieser Heros, in der Karthause und mehr unter der Vorwelt als Mitwelt aufgewachsen, legte an Alles antediluvianische Riesenellen.“ Wie Jedermann weiß, hat der Dichter in späterer Zeit keineswegs mit väterlicher Zärtlichkeit auf seinen wilden Erstling zurückgesehen, ja er hat die Räubertragödie schon vier Jahre nach ihrer Vollendung als ein „Ungeheuer“ verdammt. Er ist dabei mit jener ganzen Strenge gegen sich selbst verfahren, welche nicht der geringste adliche Vorzug eines Mannes gewesen ist, dessen Muse das Gewissen war. Aber, wie mir scheint und wie es auch einem so feinen und gegen Schiller keineswegs freundlich gesinnten Kenner wie Ludwig Tieck schien, nicht ganz mit Recht. Denn auch abgesehen davon, daß die Räuber ein unvergängliches Document der Stimmung ihrer Entstehungszeit sind, und abgesehen von der ungeheuren Wirkung, die sie gethan, kann diese Tragödie die Züge einer ursprünglichen Kraft und Größe aufweisen, wie sie der Dichter später kaum je wieder erreicht und jedenfalls nicht übertroffen hat. Wer jemals aus dem Munde eines bedeutenden Darstellers den Traum Franz Moor's vom Weltgericht vernommen hat (Act 5, Sz. 1), der wird gestehen müssen, daß hier eine Region des Erhabenen erreicht ist, welche selbst ein Aeschylos, ein Dante und Shakspeare nur in glücklichsten Momenten erreichen.

Die düstere, gewaltsam aufgereckte Phantasiewelt der Räuber, in welcher der junge Dichter während der Jahre 1779—80 lebte und webte, muß tiefe Schatten in sein Gemüth geworfen haben. Wir finden ihn um diese Zeit in einer trüben, lebensüberdrüssigen, fast verzweifelnden Stimmung[18]). Aber es ist nichts Ungewöhnliches, daß begabte Naturen in Jünglingsjahren einer solchen

vorübergehenden Muthlosigkeit verfallen, vollends bei widerwärtigen äußeren Verhältnissen. So ein jugendlicher Himmelsstürmer bildet sich ein, mit der Convenienz Fangball spielen, mit des „Reimes Hammer" die spröde Wirklichkeit in Trümmer schlagen zu können. Stößt dann der idealistische Wolkenwandler recht hart mit den realen Zuständen zusammen, so verfällt er zeitweilig jenem Welt- und Lebensekel, welcher ja auch den jungen Göthe, der doch schon als solcher so ziemlich praktisch mit der Wirklichkeit sich abzufinden wußte, eigenem Geständniß zufolge mit dem selbstmörderischen Dolche spielen ließ. Zum Glück kennen die „melancholischen Jacques" von achtzehn bis zwanzig Jahren die Welt noch nicht hinlänglich, um aus dem Spiele Ernst zu machen. Schiller übrigens fand gegen trübe Gedanken schon damals ein heilsames Gegengewicht in der „Beschäftigung, die nie ermattet." Er wandte sich mit neuem Eifer dem Studium des Alterthums zu, als ob er das Bedürfniß fühlte, das sturm- und drangvolle Chaos, aus welchem Karl Moor hervorging, wenigstens auf Stunden mit dem klaren Himmel und dem goldenen Sonnenlicht der antiken Poesie zu vertauschen. Wahrscheinlich angeregt durch die eben erschienenen Gesänge von Bürger's metrischer Verdeutschung des Homer, versuchte er wie zur Vorübung auf eine spätere Arbeit Bruchstücke aus Virgil's Aeneis in Hexametern zu übertragen. Aus mehr innerlichem Drang entsprang um dieselbe Zeit, veranlaßt durch den Tod von Hoven's in der Akademie gestorbenem jüngeren Bruder, die Elegie „eine Leichenphantasie", eines der wenigen Jugendgedichte, welche Schiller später der Aufnahme in seine Gedichtsammlung würdig erachtete.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, den im vorigen Jahre mißlungenen Versuch zu wiederholen. Behufs der Entlassung aus der Akademie mußte eine neue Dissertation verfaßt werden. Unser Candidat der Medizin wählte als Thema: „Der große Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner

geistigen." Es wurde gebilligt, aber unter der Bedingung, daß Schiller daneben noch eine lateinische Abhandlung De differentia febrium inflammatoriarum et putridarum schreibe, was denn auch beiläufig und obenhin geschah. Mit viel mehr Ernst und Eifer wurde das selbstgewählte Thema angefaßt und ausgeführt. Es mußte einen strebsamen Geist anziehen, welcher am Secirtisch, das Skalpell in der Hand, oft genug dem geheimnißvollen Punkte nachgespürt haben mochte, wo animalisches und spirituelles Leben sich berühren. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß ein junger Mediziner in seiner Abhandlung die Sinnlichkeit zur Basis aller menschlichen Thätigkeit machte, aber bemerkenswerth war das immerhin für den künftigen großen Repräsentanten des Idealismus. Der Poet verleugnete sich übrigens auch in dieser Arbeit nicht, indem zur Erhärtung physiologischer und psychologischer Sätze mit Vorliebe Dichter citirt wurden, z. B. Shakspeare. Recht ergötzlich aber mußte es dem Candidaten vorkommen, seine Herren Censoren ein Bißchen zu mystifiziren. Er hatte nämlich den Freunden versprochen, eine Stelle aus den Räubern in die Dissertation einzuschmuggeln, und er hielt Wort, indem er sein Werk unter dem fingirten Titel: „Life of Moor, tragedy by Krake", citirte. Noch mehr, es kam in der Abhandlung auch eine ganz bestimmte Hindeutung vor, daß Schiller schon damals einen zweiten tragischen Stoff ins Auge gefaßt hatte, den Fiesco. Die von Amtswegen bestellten Beurtheiler der Abhandlung zollten dem Verfasser das Lob, er habe sein Thema „mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht." Die Dissertation wurde demgemäß gedruckt. Schiller hatte sie dem Herzog zugeeignet und am Schlusse der Widmung gesagt: „Diese Blätter seien dem Stifter meines Glückes geheiligt; aber die Nachsicht des Vaters beschütze diesen schwachen Versuch vor den gerechten Forderungen des Fürsten" —

Worte, die sich in der Feder, welche so eben die Räuber niedergeschrieben hatte, ziemlich sonderbar ausnehmen.

Dem Reglement gemäß sollte der Candidat seine Dissertation in öffentlicher Disputation vertheidigen und war das auch auf dem Titelblatt des ursprünglichen Druckes in Aussicht gestellt. Da aber das ausführliche Prüfungsprogramm der Akademie für 1780 einer solchen Disputation nicht erwähnt, so scheint es, die Ceremonie sei dem Dichter erlassen worden. Dagegen wissen wir aus einer der lautersten und wichtigsten Quellen der Jugendgeschichte Schiller's, daß dieser bei der in Rede stehenden Jahresprüfung, wenn nicht in eigener Sache, so doch als Opponent gegen einen Professor in lateinischer Sprache disputirend aufgetreten ist. In den Reihen des zahlreich bei dieser Feierlichkeit anwesenden Publikums stand, schüchterner Neugierde voll, ein junger Tonkünstler, bestimmt, in der trübsten Periode von des Dichters Leben diesem als treuester Freund sich zu bewähren. Der Jüngling wußte bis dahin Nichts von Schiller und kannte nicht einmal dessen Namen. Aber während der Dichter dem Professor opponirte, machte die Erscheinung desselben — die röthlichen Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft sprach, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete — einen unauslöschlichen Eindruck auf den jungen Musiker. Als die Disputation zu Ende und die von Zöglingen der Akademie aufgeführte Festcantate verklungen war, schloß er sich dem Zug in den großen Speisesaal an und bemerkte hier, daß Herzog Karl sich huldvoll mit Schiller unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte und in dieser Stellung lange mit ihm sprach; wie auch, daß Schiller gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln behielt wie vorhin gegen den Professor.

Hiemit war des Dichters Lehrzeit in der Militär-Akademie beschlossen. Aber indem sich Ende Dezembers 1780 die Pforten der Anstalt endlich zum Austritt vor ihm aufthaten, führten sie den jungen Mann keineswegs in die ersehnte Freiheit. Es gab da ein fatales Document, einen Revers, welchen der Hauptmann Schiller und seine Frau am 23. September 1774 unterzeichnet hatten. Kraft dieses Reverses war der Dichter — wie alle unentgeldlich in der Militär-Akademie erzogenen Jünglinge — verpflichtet, „sich gänzlich den Diensten des herzogl. würtembergischen Hauses zu widmen und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubniß nicht daraus zu treten.“ Gestützt hierauf, geruhte der Herzog, das Gängelband militärischer Subordination, an welches der Dichter bisher gebunden gewesen war, nicht zu lösen, sondern nur etwas zu verlängern. Mit andern Worten, Schiller wurde bei dem nach seinem Commandanten, dem General Augé, genannten und in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregiment, welches bei der Verwahrlosung, in die das Militärwesen gefallen, aus dritthalbhundert nicht so fast Soldaten als vielmehr Invaliden bestand, die in jämmerlich geflickten Uniformen und gelegentlich bettelnd durch die Straßen schlichen, als Regimentsarzt ohne Porte d'épée — eine herbe Demüthigung für den Jünglingsstolz — angestellt mit einer Monatsgage von — 18 Reichsgulden. Das war kein ermuthigender Anfang, um so weniger, da der junge Mann die medizinische Praxis von vorneherein mit Abneigung betrachtete. Gewiß, es muß eine Stunde bitterer Enttäuschung für Herrn Johann Kaspar und Frau Elisabeth gewesen sein, als der neugebackene Regimentsmedicus sein Patent nach der Solitude brachte. Hatte nicht der Herzog den Eltern für ihren Sohn, als er diesen willkürlich der gewünschten theologischen Laufbahn entriß, eine „sehr gute Versorgung“ in Aussicht gestellt? Und jetzt — „Feldscherer“ ohne Degenquaste, d. h. ohne Offiziersrang, mit 216 Gulden jährlich, schon damals in Stuttgart zu viel

zum Sterben und nicht genug zum Leben, — nicht ganz 36 Kreuzer täglich, eine „sehr gute Versorgung" in der That! Als nach der berührten akademischen Feierlichkeit der Herzog, traulich auf Schiller's Stuhl gelehnt, sich so lange und gnädig mit dem jungen Manne unterhalten hatte, konnte dieser denken, er habe doch wohl nicht ohne Grund in der Widmung seiner Dissertation den Fürsten den „Stifter seines Glücks" genannt. Jetzt, aus dem knappzugemessenen Urlaub von der Solitude nach der Residenz zurückgehend, mochte er, die bestürzten Mienen der Seinigen noch vor Augen, mit Bitterkeit empfinden, daß Herzog Karl eine eigenthümliche Methode habe, die Leute glücklich zu machen.

Sechstes Kapitel.

Der Regimentsmedicus.

Auf dem Kleinen Graben. — Die Vischerin. — Eine Junggesellenwirthschaft. — Portrait des Dichters. — Tracht und Pracht eines herzogl. würtembergischen Feldscherers. — Der Most gährt. — Frau von Wolzogen. — Emetica und Aesthetica. — Die Räuber gedruckt. — Wirkung. — Anknüpfung mit Dalberg. — Ein Theatercoup auf dem Asperg. — Ein Freund. — Dramaturgische Leiden. — Heimliche Reise nach Mannheim.

Von der Königsstraße, heute der Hauptpulsader der Stadt und Residenz Stuttgart, führen mehrere enge Gassen nach dem Marktplatz hinunter. An der südöstlichen Ecke desselben läuft die schmale Marktstraße auf eine Brücke zu, welche hier über die Partie honteuse der Residenz, über den Nesenbach gelegt ist. Wenn du, statt die Brücke zu überschreiten, dich zur Rechten hinaufwendest, so befindest du dich in der Eberhardsstraße, welche zwischen dem an die Hirschgasse angelehnten Häusergewirre auf der einen und der Hauptstädterstraße auf der andern Seite mitten inneliegt. Hier, auf dem Kleinen Graben, denn so hieß die Eberhardsstraße damals, besaß der mehrerwähnte Professor Haug zwei Häuser. Das eine bewohnte er, im andern hatte er sich sein Auditorium

eingerichtet und die hievon nicht in Anspruch genommenen Räume an die Frau Luise Dorothea Vischer, Wittwe eines Hauptmanns, vermiethet. Die Vischerin, wie sie auf gut schwäbisch hieß, war eine magere Blondine von dreißig oder doch „stark neunundzwanzig" Jahren, ohne körperliche Vorzüge, man hätte denn ihre schmachtenden blaßblauen Augen für einen solchen gelten lassen wollen. Aber sie war eine gutherzige Frau, ein „Bißle" musikalisch und mehr als ein „Bißle" schwärmerisch. Sie muß für Männer, namentlich für junge und unerfahrene, nicht ohne Anziehungskraft gewesen sein; denn noch 1783 hatte sie mit einem jungen Edelmann aus Wien, welcher auf der Karlsschule studirte, ein Abenteuer, das in eine förmliche Entführung auslief. Die Hauptmannswittwe, Mutter von zwei Kindern, befand sich in ökonomischen Verhältnissen, welche es räthlich machten, die entbehrlichen Räume ihrer Wohnung ihrerseits wieder zu vermiethen, und das geschah auch mit einem nicht sehr großen Parterrezimmer, welches zwei Kameraden von der Akademie her, der Lieutenant im Gablenz'schen Infanterieregiment Franz Joseph Kapf und der Regimentsmedicus Friedrich Schiller, gemeinschaftlich bezogen.

Es war da eine nichts weniger als elegante Junggesellenwirthschaft etablirt. Ein großer Tisch, zwei Bänke, ein Kleiderrechen an der Wand, in einem höhlenartigen Alkoven zwei Feldbetten, in einer Ecke ein Magazin von rohen Kartoffeln, nebst leeren Bouteillen, Tellern, Tabakspfeifen, — das war die Ausstattung des gewöhnlich von einer schweren Tabaksatmosphäre gedrückten Raumes. Der gute Scharffenstein — nach seinem Austritt aus der Akademie ebenfalls Lieutenant im Regiment Gablenz — als er sich später dieses Parterrezimmer ins Gedächtniß zurückrief, nahm keinen Anstand, auf dasselbe die respectswidrige Bezeichnung „Loch" anzuwenden. Zu dieser Wohnung paßte dann recht gut die groteske Figur des in einer geflickten Uniform steckenden Fourierschützen Kronenbitter, welchen Schiller aus den Soldaten seines Regiments

zu seinem „Kerl", will sagen Aufwärter, ausgewählt hatte und welcher, ein echtschwäbischer „Latsche", halb aus Dummheit halb aus Schelmerei allerlei Störung und Verwirrung in dem ärmlichen Haushalt anrichtete.

Aber die Erscheinung des Herrn Regimentsmedicus selbst spielte nicht wenig ins Groteske. Mit durchaus nicht schmeichelndem, aber markigem Pinsel hat Scharffenstein das Portrait des Dichters aus jener Zeit entworfen. Es zeigt uns, daß Schiller von „langer, gerader Statur war, gewölbter Brust, langgespalten, langarmig, sehr langhalsig. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen (blauen?) Augen inclinirten sich bei der Nasenwurzel mehr zusammen. Diese Partie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus; das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlider waren meistens inflammirt, das buschige Hauptthaar roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller declamirte." Der Zeichner fügt hinzu, Schiller habe damals etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in seiner Tournüre gehabt. Aber, gerechter Himmel, wie hätte sich auch irgend ein Mensch elegant gehaben können in dem reglementarischen Regimentsmedicusgehäuse, in welchem der arme Junge steckte? Scharffenstein sah den Freund, als sich dieser zuerst auf der Parade bei seinem Chef zu Dienst meldete, also zum ersten Mal in voller Tracht und Pracht seiner Charge aufmarschirte, —

„eingepreßt in die Uniform nach altem preußischen Schnitt, die bei den Regimentsfeldscherern noch extra steif und abgeschmackt war; drei von Gips starrende Rollen, welche Locken vorstellten, an jeder Seite des Gesichts, während der kleine Militärhut kaum den Kopfwirbel bedeckte, in dessen Gegend ein langer und dicker Zopf gepflanzt war, und eine roßhaarene Binde den langen Hals einzwängte.“ Das Merkwürdigste aber war das Fußwerk, denn vermöge des den Kamaschen unterlegten Filzes waren die Beine des Regimentsmedicus „wie zwei Cylinder und von einem größeren Diameter, als die in knappe Hosen eingepreßten Schenkel,“ und da er in den schrecklichen, „ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckten“ — (o „Kerl“ Kronenbitter!) — Kamaschen die Kniee nicht recht biegen konnte, so bewegte er sich „wie ein Storch.“

Das gewährte freilich kein so poetisches Bild wie Göthe, im idealen griechischen Gewand auf dem herzoglichen Liebhabertheater zu Weimar seinen Orest darstellend. Indessen haftete das Caricaturmäßige nur an dem Amtshabit Schiller's, nicht an seiner Persönlichkeit, deren Aeußeres sich noch dazu mit den Jahren vortheilhaft veränderte. Da er beim Austritt aus der Akademie die nicht gewöhnliche Höhe von sechs Fuß drei Zoll erreicht hatte, so ist anzunehmen, daß er schon damals völlig ausgewachsen war. In männlichen Jahren nahm dann seine Nase entschieden die adlermäßige Form an, sein Teint wurde rein und klar, die Entzündung wich von seinen Augenlidern, die Sommersprossen verschwanden von seinen Wangen, die Farbe der Haare milderte sich zum Goldblond. Bei aller Liebenswürdigkeit seines Benehmens, welches Alle, die ihm nähertraten, empfanden und anerkannten, muß in reiferen Jahren seine Haltung eine imponirende gewesen sein. Göthe bezeugt dies. Als am 18. Januar 1825 das Gespräch zwischen ihm, Eckermann und Riemer auf Schiller kam und Riemer bemerkte, der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen sei stolz, nur die Augen wären sanft ge-

wesen, da sagte Göthe: „Ja, alles Uebrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft.“

Ein Kreis alter lieber Freunde schloß sich um den angehenden Regimentsmedicus. Da waren, wie schon erwähnt wurde, Kapf und Scharffenstein und da waren auch die Akademiegenossen Petersen und Reichenbach, beide an der herzoglichen Bibliothek angestellt. Von Ludwigsburg herein, wo er als Waisenhausarzt fungirte, kam Hoven, so oft es sich machen ließ, und von den Fildern herab Schiller's Jugendgespiel aus der Lorcher Zeit, Conz, welcher jetzt nach durchlaufener Studienbahn droben in Vaihingen Vicarius geworden. Das Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben war oft der Schauplatz heiterster Symposien, deren materielle Hauptbestandtheile „Knackwurst“ und selbstbereiteter Kartoffelsalat ausmachten. Denn diese jungen Leute besaßen viel Humor, einen vortrefflichen Appetit, desgleichen einen studentischen Durst und wenig Geld. Aber sie waren jung, lebenslustig und alle mehr oder weniger genialisch gestimmt, kraftgenialisch nämlich. Und bei allen konnte der in der Akademie durch strenge Disciplin niedergehaltene jugendliche Muth und Uebermuth jetzt erst ausschlagen. Da schlug er denn wohl auch mitunter tüchtig über die Stränge. Es wurde gezecht, geraucht, gespielt und geliebelt. Drüben in der Hauptstädterstraße befand sich das Wirthshaus zum Ochsen, so ein echtschwäbisch-gemüthliches Wirthshaus, das sich vortrefflich zur „Geniesherberge“ eignete. Da ging es, an Winterabenden bei der Manille, zur Sommerszeit auf der Kegelbahn, in Sprache und Gebahren kraftgenialisch her [19]). Man mußte doch auch einmal burschicos leben. Wenn der Petersen den Kameraden einen Abschnitt aus dem „stupend gelehrten“ Buch „Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke,“ an welchem er damals schrieb, zum Besten gab, so wirkte das so sympathetisch, daß man es bei einem Schoppen nicht bewenden lassen konnte, sondern dem zweiten der dritte und diesem wohl

auch ein vierter folgte; und wenn der Kapf, der Don Juan der Tafelrunde, mit seinen neuesten Eroberungen pralte, so konnte man sich doch wohl nicht enthalten, das schlanke Kellermädchen zu haschen und die Frische seiner Wangen und Lippen küssend zu proben. Es geht nun einmal so zu in der jungen Welt. Zudem war Stuttgart zu Herzog Karl's Zeiten eine „gefährliche" Stadt. Die moralische Anschauung der Bevölkerung war eine so laxe, daß man nur zu geneigt sein mochte, zu den Ausschreitungen der Jugend ein Auge oder gar beide zuzudrücken. Es ist nicht zu verschweigen, daß diese unlautere Atmosphäre auch auf Schiller nicht ganz ohne Wirkung blieb. Einzelnheiten anzugeben vermögen wir freilich nicht, aber selbst eine so discrete und zartfühlende Lebensbeschreiberin, wie Karoline von Wolzogen war, hat sich nicht enthalten können, anzudeuten, daß „Sinnentaumel" und „jugendliche Thorheit" nach so lang entbehrter Freiheit auch auf den Regimentsmedicus ihre Macht geübt und „Finanzverlegenheiten" zur natürlichen Folge gehabt hätten. Ein heilsames Gegengewicht zu den residenzlichen Verlockungen bildete indessen die Nähe von Schiller's Familie. Wo das strenge Kopfschütteln des Vaters nicht wirkte, da wirkte eine „im weichen Liebeston" Seitens der Mutter angebrachte Warnung um so sicherer. Die Solitude blieb auch, so oft ein kurzer Urlaub zu erlangen war — ohne einen solchen durfte der Regimentsmedicus die Stadt nicht verlassen — das Lieblingsziel der Ausflüge Schiller's und seiner Freunde, wenn sie, wie Scharffenstein erzählt, „einen guten Tag haben wollten; denn was wurde dort für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!" Der General ging an dieser Stelle seiner Jugenderinnerungen nicht vorüber, ohne der guten Frau Elisabeth ein Ehrenmal aufzurichten. „Nie — sagt er — habe ich ein besseres Mutterherz, ein häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt, als die Mutter Schiller's war."

Zu dem sänftigenden Einfluß, welchen eine solche Mutter auf den brausenden Jüngling üben mußte, kam der einer mütterlichen Freundin, welche Schiller um diese Zeit in Frau Wilhelmine von Wolzogen gewann. Sie war die Gattin des Freiherrn Ernst Ludwig von Wolzogen, aber schon seit 1774 verwittwet. Der Freiherr hatte seiner Wittwe die Sorge für fünf Kinder und dazu nur die im Rhöngebirge gelegenen beiden kleinen Waldgüter Bauerbach und Oberharles hinterlassen. Sie brachte 1775 ihren ältesten Sohn Wilhelm in die Militär-Akademie nach Stuttgart, in welcher dann auch die drei übrigen Söhne erzogen wurden. Die beiden älteren Brüder Wolzogen waren in dieser Anstalt Schiller's Commilitonen gewesen, aber, etwas jünger als er und einer andern Lehrabtheilung angehörend, wenig mit ihm in Berührung gekommen. Wilhelm von Wolzogen konnte damals noch nicht ahnen, daß er mit dem Dichter später in so nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten würde; aber angezogen von dem steigenden Dichterruf Schiller's, welcher in der Akademie ein öffentliches Geheimniß war, empfahl er den aus der Anstalt getretenen Mitzögling an seine Mutter, welche von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort Bauerbach häufig zu längerem Verweilen nach Stuttgart kam, um ihren Söhnen näher zu sein. Frau von Wolzogen bildet mit jenen Kreis auserwählter Frauen, welche unsern großen Geistern des vorigen Jahrhunderts in Freundschaft nahegetreten sind und wohlthätig auf sie eingewirkt haben. Für Schiller war die Bekanntschaft mit dieser Dame ein großer Gewinn. Denn er konnte im Umgang mit ihr, die eine lebhafte Theilnahme für das Gute und Schöne mit seltener Herzensgüte und geselliger Anmuth verband, edlere Sitten kennen lernen als in der Geniesherberge zum Ochsen im Schwange gingen. Der freundlich Empfangene schloß sich innig an die treffliche Frau an, brachte sie auch nach der Solitude hinauf und stiftete zwischen ihr und den Seinigen eine treue Freundschaft. Ebenso führte

er die Hauptmännin Vischer bei Frau von Wolzogen ein, und daß die Letztere dies nicht nur geschehen ließ, sondern auch zu der Vischer in ein freundschaftliches Verhältniß trat, beweist, daß der Ruf der Hauptmännin damals noch ein unversehrter gewesen sein muß. Eine dritte Freundin gewann Schiller in Ludovike Reichenbach, einem hoch und rein gestimmten, künstlerisch begabten Mädchen, welches mit Schwester Christophine befreundet war und es dem Dichter für das ganze Leben wurde.

Im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen vergaß der Regimentsmedicus gerne die Widerwärtigkeiten seines Amtes. Dieses war keine Sinecure, denn, wie schon erwähnt worden, gehörten die 240 Augé'schen Grenadiere so ziemlich in die Classe der Invaliden. Da machte denn der Lazarethdienst unserem Dichter nicht wenig zu schaffen. Er scheint aber bei seinen Curen sehr kraftgenialisch zu Werke gegangen zu sein, denn sein medizinischer Vorgesetzter, der Leibmedicus Elwert, hatte wiederholte Veranlassung, gegen allzu drastische Experimente des jungen Heilkünstlers einzuschreiten. Das verräucherte Gebälke der Gaststube zum Ochsen hat gewiß manche tolle Schnurre mitangehört, welche der sarkastische Petersen im Kreise der Genossen über Schiller's ärztliches Gebahren losließ. Und der Regimentsmedicus selbst stand nicht an, die Sache vom Standpunkt des Humors anzusehen. In einer Selbstkritik der Räuber, welche er nach dem Erscheinen des Stückes anonym in das Würtembergische Repertorium einrücken ließ, spöttelte er: „Der Verfasser der Räuber soll ein Arzt bei einem Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, macht es dem Scharfsinne seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Cur übergeben." Die Wahrheit ist, Schiller liebte seinen amtlichen Beruf nicht. Eine Zeit lang suchte er sich darüber zu täuschen, indem er meinte, nur der praktischen Seite

der Arzneiwissenschaft vermöge er keinen Geschmack abzugewinnen, und so trug er sich jetzt und auch später noch mit dem Plane, die theoretische Seite der Heilkunst zu cultiviren, um als Dozent derselben aufzutreten. Aber jetzt wie später ist es bei dem Vorhaben geblieben. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß Schiller etwas Anderes werde als eben er selbst, Schiller[20]).

Im Anfang zwar machte er gute Miene zum bösen Spiele, und wenn er vorschriftsmäßig Morgens zur Kaserne, dann von da nach dem Lazareth und von dort zur Wachtparade „storchte", so tröstete ihn auf diesen Gängen die Aussicht auf einen mehr oder weniger burschicosen Abend im Ochsen. Allein auf die Länge konnte das Genügen an dem eintönigen Lauf eines zwischen Emeticaverschreiben, Rapportabstatten und „gemüthlichem Kneipen" verstreichenden Lebens nicht vorhalten. Es ist nicht Jedem gegeben, sich zu bescheiden, in dem zur Abspielung trivialer Weisen construirten Drehorgelwerk des Lebens ein kleines, unbeachtetes Stiftchen vorzustellen. Das Licht will leuchten: das ist seine Natur und sein Recht. Außerdem waren 36 Kreuzer täglich auch kein Einkommen, auf dessen Vermehrung man nicht bedacht zu sein brauchte. Ach, jenes bittere Wort eines englischen Poeten auf einen armen Bruder in Apoll paßt nur allzu gut auch auf Schiller. Auch er hätte nur allzu oft sagen können: Muse, dein Name ist Armuth! Freilich, der Einfall, zur Verbesserung seiner Finanzen ein Schriftsteller, ein deutscher Schriftsteller zu werden, wäre unverzeihlich, wenn nicht einem Jüngling von einundzwanzig Jahren, der noch dazu ein Dichter war, wunderlichste Einfälle zugute gehalten werden müßten.

Eines Abends — der Tag mochte für den Herrn Regimentsmedicus ein besonders verdrießlicher gewesen sein — flüchtete Schiller in die böhmischen Wälder, d. h. er nahm das Manuscript der Räuber wieder vor, um es noch einmal durchzuarbeiten. Denn das Stück sollte gedruckt werden, das war beschlossen und

die Freunde billigten von Herzen diesen Beschluß. Abel und Petersen legten auf Spaziergängen dem Dichter freilich ans Herz, an dem Gedicht noch diese und jene einschneidendere Veränderung vorzunehmen, und nach seiner ihm schon damals zur Gewohnheit gewordenen Art, in Betreff seiner Arbeiten das Für und Wider gerne mit Freunden durchzusprechen, was so sehr gegen die Weise Göthe's war, nahm er die gemachten Einwürfe wohlwollend auf; allein viel Beachtung hat er denselben doch nicht geschenkt und durfte das auch nicht, wenn die Originalität des Werkes nicht darunter leiden sollte. Endlich war es druckfertig und es fehlte nur noch ein Verleger — wahrlich keine Kleinigkeit! Hatte doch auch Göthe für seinen Götz keinen gefunden und dieses Drama auf eigene Kosten drucken lassen müssen. In Stuttgart wollte sich kein Buchhändler zu dem Wagniß verstehen und Schiller trug deßhalb seinem Freunde Petersen, welcher gerade auf einem Ausflug nach dem Rhein begriffen war, brieflich auf, dort herum anzuklopfen. „Höre, Kerl, — schloß der Brief — wenn's reüssirt! Ich will mir ein Paar Bouteillen Burgunder darauf schänken lassen." Mit dem Burgunder hatte es aber gute Weile, denn Petersen fand auch auswärts keinen Verleger, obgleich Schiller erklärt hatte, mit einem Honorar von 50 Gulden sich begnügen zu wollen. Nun blieb dem Dichter nur übrig, sein Werk auf eigene Rechnung drucken zu lassen; aber der obscure Buchdrucker, an welchen sich Schiller zu diesem Behufe wandte, hatte die obscure Idee, die Druckkosten sofort baar in Händen haben zu wollen, und die Kasse des Regimentsmedicus befand sich natürlich in dem gewohnheitsmäßigen Zustande der Leere. Die Bürgschaft eines Freundes ermöglichte es dem Dichter, die nöthige Summe aufzunehmen, und die Räuber gingen unter die Presse.

Während des Druckes sandte Schiller die Aushängebogen an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan nach Mannheim,

welcher sich als Freund und Förderer der Poesie, insbesondere der dramatischen, einen Namen gemacht hatte. Herr Schwan war gebildet genug, den Genius des Dichters sofort zu erkennen, und Schiller seinerseits fühlte so sehr das Richtige mancher Bemerkung und Ausstellung des Mannes, daß er mehr als eine grelle Stelle des Stückes noch geschwind änderte und namentlich die Vorrede ganz unterdrückte, indem er dieselbe durch eine neue ersetzte. Der briefliche Verkehr mit Schwan hatte aber noch eine wichtigere Folge. Der Hofkammerrath lief nämlich, wie er am 11. August 1781 dem Dichter schrieb, mit den Aushängebogen der Räuber sogleich zu dem Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, welcher das Mannheimer Theater als Intendant leitete, las demselben die dramatische Novität „brühwarm" vor und veranlaßte den Freiherrn, mit dem Dichter wegen Umarbeitung des Stückes Behufs der Darstellung auf der Mannheimer Bühne in Unterhandlung zu treten — ein Ereigniß von äußerster Wichtigkeit in Schiller's Leben, welches damit eine entscheidende Wendung nahm.

Inzwischen erschien im Hochsommer 1781 die erste Ausgabe der Räuber, und zwar ohne den Namen des Verfassers, welcher demnach das ganz bestimmte Bewußtsein hatte, daß die Veröffentlichung seiner Tragödie ihn mit seiner Stellung als Diener des Herzogs von Würtemberg in schroffen Widerspruch setzen mußte. Die Wirkung war die eines furchtbar prächtigen Meteors, dessen Erscheinung nur um so mehr überraschte, als es aus der seit einem Jahrzehent sehr still und eintönig gewordenen Stuttgarter Atmosphäre plötzlich emporstieg. Damals gab es in Deutschland noch literarische „Ereignisse" und die Räuber wurden sofort als ein solches anerkannt, in Liebe und Haß; denn während das Stück die Jugend elektrisirte, in den Brennstoff, welchen die Sturm= und Drangzeit in den jungen Herzen aufgehäuft, wie ein zündender Blitz einschlagend, verursachte es den Anhängern

des Bestehenden, den Nutznießern der alten Ordnungen und Satzungen Grauen und Furcht. Wäre zu jener Zeit das „rothe Gespenst“ schon erfunden gewesen, gewiß, man hätte es in den Räubern drohend spuken sehen. Und in Wahrheit, das Gedicht war eine Drohung. Wie ein Schrei bacchantischen Zerstörungsjubels scholl es in eine abgelebte Gesellschaft herein, welche sich widerstrebend zu einer weltgeschichtlichen Häutung anschickte. Der poetische Instinkt hatte die richtige Witterung der ungeheuren Erschütterungen, welche Europa bevorstanden; aber erst als sie da waren, anerkannte man die Richtigkeit der Vorahnung. Doch nein, man hütete sich wohl, so gerecht zu sein, und zog es vor, in den Symptomen, womit die Katastrophe sich angekündigt hatte, die Ursachen von dieser zu sehen und zu hassen. So jener Fürst, von dem Göthe, wie er Eckermann mittheilte, in Karlsbad das Wort vernahm: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriffe, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in diesem Augenblicke vorausgesehen, daß Schiller's Räuber darin würden geschrieben werden, — ich hätte die Welt nicht erschaffen!“

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß auch beim Erscheinen des Stückes schon mißbilligende Stimmen laut wurden; zunächst jedoch nur von ästhetischer und moralischer Seite her. Allein die Mißbilligung vermochte gegen den Beifallssturm gar nicht aufzukommen. Freilich äußerte sich dieser mitunter kaum weniger unverständig als jene und überhaupt ist meines Wissens zu jener Zeit nur eine einzige Kritik der Räuber erschienen, welche diesen Namen verdiente. Ich meine die, welche in der Erfurtischen gelehrten Zeitung vom 24. Juli 1781 stand. Hier war Lob und Tadel mit Verstand und Sachkenntniß motivirt und die außerordentliche Bedeutung des Gedichtes namentlich dadurch anerkannt, daß von dem Verfasser gesagt wurde: „Haben wir je einen deutschen Shakspeare zu erwarten, so ist es dieser!“ Ein solcher Ausspruch, noch dazu offenbar von einem competenten

Richter abgegeben, mußte dem zweiundzwanzigjährigen Regimentsmedicus nicht wenig wohlthun und es steht zu vermuthen, daß er Sorge getragen, das Erfurter Blatt auch nach der Solitude hinaufgelangen zu lassen. Galt es doch, dort droben die residenzlichen Klatschbasereien zu paralysiren, wie sie von „guten Freunden" hinsichtlich des Eindrucks, welchen das „erschreckliche Theaterstück" in Stuttgart hervorgebracht, sicherlich den Eltern des Dichters zugetragen wurden. Der Name des Verfassers war natürlich in Aller Mund und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß auch der Herzog frühzeitig von der Autorschaft seines Regimentsmedicus unterrichtet wurde. Sei es nun, daß der Fürst Anfangs die Sache leicht nahm, sei es gar, daß sich sein Stolz geschmeichelt fühlte, einen Dichter, der mit seinem ersten Wurf so großes Aufsehen erregte, aus der Karlsschule hervorgegangen zu sehen, — genug, es mußten noch anderweitige Umstände hinzukommen, bevor Karl sich bewogen fand, als gestrenger Censor einzuschreiten.

Vor der Hand mochte sich der Dichter unbehelligt in den Stralen seines jungen Ruhmes sonnen, welche ja kräftig genug waren, selbst ein so steinernes Herz zu erwärmen, wie es der General Rieger, Commandant auf Hohenasperg, in der Brust trug. Dieser Mann, dessen Schicksale Schiller später in seiner Novelle „Spiel des Schicksals" beschrieben hat, war aus dem Glanz der Günstlingsschaft plötzlich in das Dunkel eines unterirdischen Kerkers auf Hohentwiel hinabgeschleudert worden. Nach mehrjähriger, wohl am würtemberger Land, nicht aber an dessen Herzog verdienter Haft war er in die Verbannung gewandert, dann von Karl zurückgerufen und als Befehlshaber auf den Asperg gesetzt worden, wo er namentlich als Kerkermeister Schubart's eine traurige Berühmtheit erlangte. Die furchtbare Prüfung, welche er erfahren, hatte Rieger's Herzenshärte nicht gemildert, wohl aber seine Phantasie in die Irrgänge pietistischer Schwärmerei hineingelenkt und mit dieser amalgamirte sich wun-

derlichst die Laune, den Schöngeist zu spielen. Was damals, aus dieser Rieger'schen Laune resultirend, auf dem Asperg geschah, gehört, will mir scheinen, nicht zu den am wenigsten merkwürdigen Charakterzügen des Jahrhunderts. Rieger commandirte die Besatzung abwechselnd zum Exerciren, zum Gassenlaufen, zur Gottesfurcht, zum Komödienspiel und zum Ballet. Ja, die armen Teufel von Soldaten mußten auf Rieger's Commando singen, springen, tanzen und schauspielen. Eine Bühne ward etablirt und Schubart commandirt, für das Repertoire zu sorgen. Selbst der Hof, den Herzog an der Spitze, beehrte die Vorstellungen dann und wann mit seiner Gegenwart. Hoven kam mehrmals von Ludwigsburg herauf, sich das Ding mitanzusehen, und was er da hörte, war seltsam genug. So wurde am Geburtsfest des Commandanten ein Schauspiel aufgeführt, dessen von Schubart — gewiß unter heimlichem Zähneknirschen — gedichteter Prolog mit den Worten anhob: „Edler Rieger!" Der edle Rieger stand alsbald auf, klatschte entzückt und schrie: Da capo! worauf der Prolog abermals: „Edler Rieger!" Uebrigens that der frömmelnde und schöngeistelnde General nur nach, was sein herzoglicher Gebieter ihm vorthat. Auch diesen mußte der unglückliche Poet in befohlenen Prologen und Festgedichten überschwänglich loben und preisen, — zur nämlichen Zeit, wo der Grimm des Gefangenen in einem unsterblichen Fluche sich entlud, betitelt „die Fürstengruft". Als Hoven erst über das Erstaunen hinaus war, den General von diesem selbst commandirte und ihm ins Gesicht abgeleierte Schmeicheleien beklatschen zu sehen, stach ihn der Schalk und er klatschte aus Leibeskräften mit. Dadurch wurde Rieger auf den jungen Mann „von so feinem Geschmack" aufmerksam und nach gemachter Bekanntschaft forderte er Hoven auf, doch auch einmal dessen Freund, den Verfasser der Räuber, mit auf den Asperg zu bringen. Als Hoven zugesagt, bereitete der Herr General einen Theatercoup vor. Schubart ward commandirt,

eine Rezension über die Räuber zu schreiben, und als dann Hoven eines Tages mit Schiller heraufkam, stellte der Commandant den Letzteren unter dem Namen eines Dr. Fischer dem gefangenen Dichter vor und lenkte baldmöglichst das Gespräch auf die Räuber. Der angebliche Dr. Fischer bemerkte, er kenne den Verfasser der Tragödie genau, und wünschte Schubart's Urtheil über dieselbe zu hören. Das war das Stichwort für den General, welcher sofort seinen Gefangenen aufforderte, seine Kritik vorzulesen. Nachdem dieses geschehen, äußerte Schubart, er möchte wohl den Dichter der Räuber persönlich kennen lernen. Nun Rieger, dem Gefangenen auf die Schulter klopfend: „Ihr Wunsch ist erfüllt. Hier steht er vor Ihnen!" Ist's möglich? rief Schubart enthusiastisch, fiel dem Dichter um den Hals, küßte ihn und brach in Thränen aus.

Wenn die Bekanntschaft mit dem armen Gefangenen des Asperg in dem Regimentsmedicus nur schmerzliche Gefühle erregen konnte, so mußte ihm dagegen eine andere, um dieselbe Zeit ihm nahegetretene Persönlichkeit freundlichste Eindrücke bereiten. Ein junger Musiker, Andreas Streicher, 1761 zu Stuttgart geboren, so ein echtes, gutes, treues Schwabenherz, hatte mit Begeisterung die Räuber gelesen und ein Freund erfüllte seinen Wunsch, ihn mit dem Dichter persönlich bekannt zu machen. Mit Ueberraschung erkannte er in diesem den Jüngling wieder, dessen Erscheinung etwa anderthalb Jahre früher bei Gelegenheit der Prüfungsfeierlichkeiten in der Akademie seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte. Streicher hat diese erste Zusammenkunft mit Schiller treu im Gedächtniß bewahrt. Er hatte sich den Dichter der Räuber als einen heftigen jungen Mann vorgestellt, dessen Feuer in Sprache und Gebahren alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Er fand sich angenehm enttäuscht. Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden entgegen. Bescheiden ablehnend wurde

die schmeichelhafte Anrede des jungen Künstlers erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über Alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich. Das anfänglich blasse Aussehen, welches im Verfolg des Gespräches in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vortheilhaft gegen die Geziertheit der Gesellschaft abstach als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Es war eine günstige Stunde, als der junge Dichter den jungen Musiker kennen lernte. Sie wurden Freunde und keine der idealen Freundschaften jener Zeit war idealeren Schwunges als die, welche Streicher seinem Schiller weihte. Der Dichter hatte hier ein Herz gefunden, in welches er alle seine Ansichten, Entwürfe, Sorgen und Kümmernisse niederlegen konnte, und der weiche, träumerische Musiker gewann in dem täglichen Umgange mit dem verehrten und geliebten Freund eine Kraft der Aufopferungsfähigkeit, welche zu bewähren er bald Gelegenheit erhalten sollte.

Unterdessen hatte die Unterhandlung des Dichters mit Dalberg ihren Fortgang. Der Freiherr, ein gebildeter, kunstsinniger, für edle Regungen empfänglicher, wenn auch nicht sehr charakterfester Mann, machte durch seine von dem Kurfürsten von Pfalz-Baiern ihm übertragene Direction des Mannheimer Theaters in der deutschen Theatergeschichte Epoche. Zwar übersiedelte 1778 der pfalzbairische Hof nach München, doch wurde für die Mannheimer Bühne eine jährliche Subvention ausgeworfen, welche es dem Freiherrn ermöglichte, eine tüchtige Anstalt zu gründen. Er ging mit Kenntniß, Geschmack und Eifer ans Werk und auch der aristokratische Anstand, der Ton vornehmer Weltbildung, womit Dalberg das Institut leitete, kam diesem nicht wenig zu gut. Der rohe Naturalismus oder auch die Gottsched'sche Un-

natur, welche bisher, verbunden mit einem zuchtlosen Bandenleben, unter den deutschen Schauspielern gäng und gäbe gewesen, sie fanden hier keine Duldung und das im Herbst 1779 eröffnete Mannheimer Nationaltheater durfte, mit Schauspielern wie Iffland, Bock, Beil und Beck, den Schülern Eckhof's, wie Meyer und Zuckarini, und mit Schauspielerinnen wie die Seyler, Toskani, Meyer, Wallenstein und Kummerfeld besetzt, vor allen anderen deutschen Schaubühnen damaliger Zeit auf die Geltung einer Kunstanstalt Anspruch machen.

Schiller hatte natürlich die Aussicht, seine Tragödie auf einer solchen Bühne zur Darstellung zu bringen, mit lebhafter Freude begrüßt. Aber sofort begannen die dramaturgischen Leiden, welche an diese Aussicht sich knüpften. Denn es galt, das Stück „bühnengerecht" zu machen, und über Bühnengerechtigkeit gingen die Ansichten des Dichters und die des Intendanten himmelweit auseinander. Es half jedoch Nichts, sie mußten vermittelt werden. Wohl mag Schiller, während er sein Gedicht für das Theater „gerecht" machte, manchmal mit dem Helden desselben verzweifelnd ausgerufen haben: „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust?" Aber ohne Schnürbrust keine Aufführung! So kam endlich das Bühnenmanuscript, in welchem das Original vielfach verdreht und verstümmelt erscheint, zu Stande und ging am 6. October 1781 an Dalberg ab, welcher all der „eifrigen Fürsprache eines Vaters für sein Kind" gegenüber unerbittlich geblieben war. Gewiß, Dalberg hatte Rücksichten zu nehmen: schon als Edelmann und mehr noch als Director einer fürstlichen Bühne mußte ihm daran gelegen sein, den sturm- und drangvollen oder, wenn man will, den revolutionären Ton des Stückes möglichst zu dämpfen. Aber es war, ästhetisch angesehen, geradezu eine Monstrosität, den Sinn des Gedichts, welches, wie eine echte Ausgeburt des Jahrhunderts, so auch eine Kritik und eine Befehdung desselben war, dadurch

zu fälschen, daß man die Handlung auf der Bühne willkürlich um Jahrhunderte zurückverlegte, in die Zeit, „wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutschland stiftete.“ Dadurch sollte dem Werk sein Stachel genommen werden; allein in Wahrheit wurden durch ein solches Beginnen, welches noch dazu bloß ganz Blödsichtige täuschen konnte, nur „alle seine tiefer liegenden Motive gelähmt und die besten Lebensnerven der Charaktere durchschnitten.“ Neben solcher Mißhandlung des Stückes im Großen und Ganzen, war es kaum noch von Belang, wenn im Einzelnen auf theilweise ganz absurden Veränderungen bestanden wurde. So z. B. meinte Dalberg, es sei doch gar zu gräßlich, daß Karl Moor seine Geliebte umbringe — ein Zug, der wesentlich zur Rolle des Räuberchefs gehört — und so mußte die arme Amalia auf der Bühne zur Selbstmörderin werden.

Daß, nachdem endlich alle Hindernisse, welche der Aufführung sich entgegenstellten, wohl oder übel beseitigt waren, Schiller den Gang seines Erstlings über die Bretter mitansehen wollte, verstand sich von selbst. Dem Dichter das verwehren wollen, wäre etwa, als wollte man einem zärtlichen Vater gebieten, abwesend zu sein, wenn seine geliebte, in Sorgen und Schmerzen erzogene Tochter unter dem Brautkranz geht. Aber es war Grund da, zu befürchten, daß ein zu erbittender Urlaub dem Dichter verweigert werden würde, der sich doch, wie er an Dalberg schrieb, auf die Aufführung freute wie ein Kind. Falls eine von Schwab beigebrachte Ueberlieferung begründet ist, mußte der Lärm, welchen die Räuber machten, zu dieser Zeit droben im Hohenheimer Schloß bereits Staub aufgeworfen haben. Ein früheres Urlaubsgesuch, vermuthlich von Schiller zu dem Zweck eingereicht, der Generalprobe seines Stückes in Mannheim anzuwohnen, war verweigert und mit einer herzoglichen Resolution begleitet worden, des Inhalts, der Regimentsmedicus möge sich ernster und eifriger als bisher seinen Amtsgeschäften und nur diesen

widmen. Aber — schrieb Schiller an seinen Jugendfreund Moser — „welcher kräftige Jüngling würde nicht wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen?“ Dagegen half kein Bedenken, und weil der Dichter voraussah, daß er nicht öffentlich, d. h. mit Urlaub, nach Mannheim würde gehen können, beschloß er, heimlich zu gehen. Die Aufführung der Räuber war auf den 10. Januar 1782 festgesetzt worden, aber Dalberg verschob sie um ein paar Tage, weil Schiller an dem genannten in der ganzen Glorie seines Regimentsmedizinerthums die Gratulationscour sämmtlicher Militair- und Civilchargen zu Ehren des Geburtsfestes der Gräfin von Hohenheim mitmachen mußte. Dann aber war kein Halten mehr. Mit Freund Petersen machte sich der Dichter in aller Heimlichkeit auf den Weg, wäre aber, wie der Genannte bezeugt, beinahe zu spät in Mannheim eingetroffen, weil ihn das Wohlgefallen an einem schmucken Schenkmädchen ungebührlich lange in Schwetzingen festhielt. Glückliche Sorglosigkeit der Jugend, die selbst auf der Schwelle zu wichtigsten Entscheidungen von den hübschen Augen eines Schenkmädchens sich fesseln lassen kann.

Siebentes Kapitel.

Die Flucht.

Die Räuber auf der Bühne. — Ein Triumph. — Dichter und Regimentsmedicus. — Nur fort von hier! — Fiesco. — Die Anthologie. — Schiller als Lyriker. — Die Laura-Oden. — Zweite Fahrt nach Mannheim. — Das Gewitter bricht los. — Der Herzog. — Im Arrest. — Kabale und Liebe. — Ein Denunciant und eine letzte Audienz. — Der Entschluß zu Flucht. — Andreas Streicher. — Ein Abschiedsgang. — Der 17. September 1782. — „O, meine Mutter!“

Sonntags den 13. Januar 1782 klebten an den Brunnensäulen und Straßenecken der Stadt Mannheim Theaterzettel, welche einem werthen Publicum anzeigten, daß Abends „präcise

5 Uhr" auf der „hiesigen Nationalbühne" aufgeführt würden: „Die Räuber, — ein Trauerspiel in sieben Handlungen, für die Mannheimer Nationalbühne von dem Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet." Am Ende des Personen- und Schauspieler-verzeichnisses stand ein auf Dalberg's Wunsch vom Dichter verfaßtes „Avertissement", welches die moralische und poetische Berechtigung des Stückes nachweisen sollte. Die Erwartung war hochgespannt und die ganze Woche her hatte man in der Umgegend darüber hin und her gesprochen, wie sich wohl das Trauerspiel auf der Bühne machen würde. Denn, wie literarische, so gab es damals in Deutschland auch noch theatralische Ereignisse. Aus den rheinischen Städten, aus Heidelberg, Darmstadt, Worms, Speyer, Frankfurt und Mainz waren die Leute zu Roß und Wagen gekommen, und wer sich einen Platz sichern wollte, mußte schon um 1 Uhr Mittags im Theater sich einfinden. Schiller selbst kam noch mit knapper Noth vor dem Aufziehen des Vorhangs auf den ihm reservirten Platz im Parterre und da stand er nun ungekannt unter der Menge, dem Wahrspruch entgegenharrend, welcher seine Zukunft bestimmen, sein Schicksal entscheiden sollte. Wie muß dem Jüngling das Herz in der Brust geschlagen haben, wenn er seine Blicke über das „vielköpfige Ungeheuer", genannt Publicum, hinschweifen ließ, welchem jetzt die Anerkennung oder Verdammung dessen anheimgegeben war, was er in glühenden Stunden gesonnen und geschaffen. Aber der Vorhang hob sich und das Spiel begann.

Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt: Boek spielte den Karl, Iffland den Franz, Beil den Schweizer, Beck den Kosinsky, Frau Toskani die Amalia. Zwar die drei ersten „Handlungen" thaten keine bedeutende Wirkung, aber mit der vierten trat ein vollständiger Umschwung ein. Mit dem Feuer der Schauspieler steigerte sich auch das der Zuschauer und die wilde Großartigkeit der Dichtung riß Alle mit sich fort. Ein tiefes Schaudern bebte

durch das Haus, als Iffland in seiner großen Szene, wo er sich anschickte, die furchtbare Vision Franz Moor's zu erzählen, mit geisterbleichem, vom irren Lampenlicht beleuchtetem Gesicht ohnmächtig zusammenbrach, und als nach zehn Uhr der Vorhang fiel, machten die Zuschauer ihren stürmisch erregten Gefühlen durch ungestümen Beifall Luft. Stralend von Glück mag in diesem stolzen Augenblick Schiller seinen Petersen angesehen und zitternd vor Aufregung den beglückwünschenden Händedruck des Freundes erwidert haben. Nach beendigter Vorstellung speiste er in Gesellschaft sämmtlicher Rollenträger zu Nacht und es war wohl bei dieser Gelegenheit, daß er, noch ganz warm von der Bühnenwirkung seines Stückes, gegen Beil den Einfall aussprach, selber Schauspieler zu werden. Aber Beil entgegnete mit prophetischer Einsicht: „Nein, nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden.“ Am folgenden Tage, bevor der Dichter die Heimreise antrat, empfing ihn Schwan mit zuvorkommendster Artigkeit in seinem Hause, übergab ihm 4 Carolin als „Reisekostenvergütung“ — welche das damals in Deutschland noch so ziemlich unbekannte Bühnenhonorar vertreten mußte — und stellte ihn seiner Tochter Margaretha vor. Das schöne Mädchen machte einen bedeutenden Eindruck auf Schiller und die Bekanntschaft mit ihr trug nicht wenig zu der gehobenen Stimmung bei, womit er nach Stuttgart zurückkehrte. Wie lebhaft der Dichter empfand, daß, was er in Mannheim erlebt, bestimmend auf sein Schicksal eingewirkt habe, bezeugt sein Brief vom 17. Januar 1782 an Dalberg, wo er sagt: „Beobachtet habe ich sehr Vieles, sehr Vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“

Allein die Lage des Regimentsmedicus war so, daß seine gute Laune nicht lange vorhalten konnte. Zwar seine heimliche Fahrt

nach Mannheim blieb verholen, denn Petersen und die übrigen etwa ins Geheimniß gezogenen Freunde hielten reinen Mund und so hatte der begangene Subordinationsfehler vor der Hand keine unangenehmen Folgen. Dagegen mußte der Dichter schon aus inneren Gründen mehr und mehr mit seiner Stellung zerfallen. Während des kurzen Ausflugs nach Mannheim hatte ihn ein Freiheitshauch angeweht und er hätte müssen viel älter sein, als er war, wenn der Beifallssturm, welcher am 13. Januar ihn umrauschte, nicht Illusionen in ihm erregt hätte, Träume von einer Zukunft voll freien Strebens, voll Ruhm und Glück. Da drunten in Mannheim war er der Dichter Schiller gewesen, dem Männer von Geist, Bildung und Stellung, Frauen von Anmuth und Enthusiasmus anerkennend, lobend, huldigend sich genaht hatten. Hier oben in Stuttgart war er nur der Regimentsmedicus Schiller, im Rang etwa einem Feldwebel gleichstehend, zu widerwärtigen Verrichtungen verpflichtet, dem monotonen Garnisonsschlendrian unterworfen. Es bedarf eben keines großen Aufwandes von Phantasie, um sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, womit der junge Mann nach seiner Zurückkunft aus Mannheim wieder in die verhaßte Feldscherermontur fuhr. Er empfand, daß er zum Dichter, zum Dramatiker bestimmt sei, aber auch, daß ihm die Heimat zur Entfaltung und Geltendmachung seines Genie's keinen Raum gewähre. Es ist nicht urkundlich bezeugt, aber doch psychologisch sehr wahrscheinlich, daß die innere Stimme, welche die höchste Instanz genialer und dabei redlicher Menschen ist, ihm schon damals zugerufen habe: Fort von hier! Nur fort von hier!

Aber Schiller ist selbst in leidenschaftlichsten Tagen seiner Jugend des schwäbischen Charakterzuges der Bedächtigkeit nie ganz ledig gewesen. Er fühlte, daß die Räuber wohl ein Anfang seien, draußen in der Welt Etwas vorzustellen, aber eben nur ein Anfang, und daß es daher gelte, auf der gewonnenen Basis eines ehrenhaften Rufes rüstig weiterzubauen. So sah er sich denn

nach einem Stoffe zu einer zweiten Tragödie um und glaubte zunächst in der Geschichte des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen einen glücklichen Fund gemacht zu haben. Allein nach reiflicherer Prüfung kam er davon zurück und wandte sich wieder der Geschichte des Fiesco zu, welche, wie wir sahen, schon in der Akademie seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er besuchte fleißig die Bibliothek, um des historischen Materials seiner Arbeit Herr zu werden, entwarf den Plan, schrieb ein Schema des Inhalts und seiner Gruppirung nieder und begann dann die einzelnen Szenen und Acte auszuarbeiten. Es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, gerne zu beobachten, wie die unter seiner Hand entstehenden dramatischen Gestalten und Ereignisse auf einen Dritten wirkten, und so ward denn Freund Streicher der Vertraute, welcher „die Verschwörung des Fiesco zu Genua" Schritt für Schritt vorschreiten sah. Neben den Anfängen der neuen Tragödie beschäftigte aber den Dichter um diese Zeit noch ein anderes literarisches Unternehmen. Es war damals die Periode der Musenalmanache. Wo nur immer in Deutschland ein Kreis von jungen Poeten sich zusammengefunden, kam ein solches Jahrbuch dichterischer Erzeugnisse heraus, nachdem einmal 1770 der Boie- und Gotter'sche Musenalmanach den Anstoß dazu gegeben hatte. Auch das alte Schwabenland wollte seine jährliche poetische Blumen- oder Aehrenlese haben und so veröffentlichte der Dichterling G. F. Stäudlin auf das Jahr 1781 eine „Schwäbische Blumenlese", welche jedoch, wenn man die Beiträge von Schiller, Haug und Conz abrechnet, mehr wie eine Distelnlese aussah. Stäudlin gebärdete sich aber als ein so anmaßlicher Redactor, daß nicht mit ihm auszukommen war, und so kam Schiller auf die Idee, selber einen poetischen Almanach zu veröffentlichen. Er durchstöberte den Vorrath von Gedichten, welcher sich allmälig in seinem Schreibpult — vorausgesetzt, daß er ein solches besaß — angehäuft hatte, bot auch die Contingente seiner dichtenden oder reimenden Freunde auf und

ließ die „Anthologie auf das Jahr 1782" drucken, wiederum auf eigene Rechnung, wodurch der Passivstand seiner Finanzen abermals nicht unbedeutend vermehrt wurde.

Diese, angeblich „in der Buchdruckerei zu Tobolsko," in Wahrheit aber bei J. B. Metzler in Stuttgart gedruckte, von dem Herausgeber nicht sehr geschmackvoll „seinem Principal, dem Tod" gewidmete und mit einer bis zu Lohenstein'schem Schwulst sich versteigenden Vorrede ausgestattete Anthologie darf für die Sammlung der jugendlichen Lyrik Schiller's angesehen werden; denn es ist festgestellt, daß weitaus die Mehrzahl dieser Gedichte von ihm herrührt, obgleich er später nur eine kleine Minderzahl derselben der Aufnahme in seine Gedichtsammlung würdigte. Dies konnte bei seinen geläuterten Schönheitsbegriffen nicht anders sein, da die Gedichte der Anthologie mit den Schlacken kraftgenialischen Ueberschwangs und kraftgenialischer Rohheit allzu stark behaftet waren. Die Anthologie berührt nicht selten die Gränzlinie, wo die Poesie aufhört und die pathologische Rhetorik, ja der physiologische Cynismus anfängt. Es fehlt auch in den Gedichten der Anthologie nicht an echt Schiller'schen Wendungen, an Kraft des Ausdrucks, an einzelnen Silberblicken des Genius. Allein im Ganzen stoßen wir hier doch auf ausreichende Beweise, daß in Schiller's Seele die rein lyrische Saite fehlte. Es ist eigen, daß der Dichter, welcher in seinen Dramen den vollen lyrischen Brustton so oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung ist leicht. Schiller's Dichtung ist wesentlich Gedankenpoesie. Der Gedanke vermittelt bei ihm stets den Ausdruck der Empfindung. Die Stimmung geht bei ihm nicht unmittelbar heraus, sondern, wenn ich mich richtig ausdrücke, durch das Medium der Idee hindurch. Nur in ganz wenigen seiner Gedichte strömt das Gefühl unmittelbar. Deßhalb ist er als Lyriker nur groß, — dann aber auch unerreicht groß, — in der philosophischen Rhapsodie. Hier er-

füllt er auch lyrisch, was Bürger so bündig wie schön als die Aufgabe der Poesie bezeichnet hat.

Die merkwürdigsten Gedichte der Anthologie sind die Laura-Oden. Wenn man dieselben zum ersten Mal liest — nämlich mit jugendlichen Augen, so ist man geneigt, zu glauben, hier sei „geschöpft aus tiefer Brust des Liedes Flammenborn.“ Die novellistische und dramatische Mythenbildnerei ist auch nicht angestanden, aus den zerstreuten Farbentönen der Lauragedichte eine Lauragestalt zusammenzumalen und dieselbe in leidenschaftliche Beziehung zu Schiller zu setzen. Die biographische Wahrheit muß aber dieses Nebelgebilde ohne Weiteres bei Seite schieben. Ebenso muß sie die Annahme, der Gegenstand der Laura-Oden sei Margaretha Schwan gewesen, nicht nur als willkürlich, sondern als geradezu anachronistisch verwerfen, denn die meisten der Oden an Laura, vielleicht alle, waren gedichtet, bevor Schiller das genannte Mädchen zum ersten Mal sah. Endlich ist auch der sonst so verläßliche Scharffenstein auf der unrichtigen Spur, wenn er angibt, die Hauptmännin Vischer sei Schiller's Laura gewesen. Es hat zwischen dieser Frau und dem Dichter ein freundschaftliches, nicht aber ein erotisches Verhältniß bestanden. Die Wahrheit ist, daß, wie schon Karoline von Wolzogen richtig angedeutet hat, Laura nie etwas Anderes als eine Phantasiegestalt war. Conz, der damals viel mit Schiller verkehrte, hatte diese Ansicht schon früher des Bestimmtesten ausgesprochen und den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er bemerkte, daß an den Lauragedichten die Phantasie bei Weitem mehr Antheil habe als die Empfindung. Das ist's. Die Laura-Oden sind ihrem Wesen und ihrer Form nach eine so phantastische Wolkenwanderung, wie es nur jemals eine gegeben hat. Trotz ihres starken Aufwands von sinnlichen Bildern sind sie ohne alle sinnliche Begreiflichkeit, — nicht Producte der Erfahrung, sondern vielmehr der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, dessen

glühende Einbildungskraft nicht nur die „unbekannte Geliebte" vor Augen, sondern auch sich selber schon in ihren Armen sieht, trunken von Wonne, stammelnd vor Entzücken. Aber so eine gegenstandlose Schwärmerei hat immer etwas Hohles, innerlichst Kaltes und ich bekenne mich gerne zu der Ketzerei, daß mich die Laura-Oden an das gebackene Eis der Chinesen gemahnen, welches den Gaumen verbrennt und den Magen verkältet. Schiller hat sich später die Mühe genommen, an diesen Gedichten viel zu ändern, zu kürzen, zu feilen. Nicht zu ihrem Vortheil; denn nur in ihrer ursprünglichen Form geben sie ein authentisch psychologisches Document von dem jugendlichen Ueberschwang des Dichters ab.

Unterdessen war es Frühling geworden und die Maiherrlichkeit draußen ließ dem jungen Mann seine Lage noch enger und gedrückter erscheinen. Fühlen doch zur Zeit, wo Alles sproßt und grünt und blüht, alle jugendlichen Herzen ein wunderbares Drängen und Treiben, das mit dem der Natur in geheimnißvoller Beziehung steht. Schiller empfand das Bedürfniß, seine Seele wieder einmal zu lichten und zu lüften, und so unternahm er am 25. Mai eine zweite heimliche Reise nach Mannheim. Diesmal begleiteten ihn zwei Freundinnen, Frau von Wolzogen und Frau Vischer. Dalberg hatte der vorausgegangenen Bitte des Dichters gemäß eine Vorstellung der Räuber bewilligt und abermals ließ der Erfolg des Stückes den Verfasser nur um so widerwilliger auf seine Stellung in Stuttgart zurückblicken. Inmitten der Huldigungen, welche ihm in Mannheim zu Theil wurden, erschien ihm dieser Ort wie ein Paradies, dessen „glücklichere Sterne und griechisches Klima ihn zum wahren Dichter erwärmen würden." Der Plan, als Theaterdichter zu der Mannheimer Bühne in ein stehendes Verhältniß zu treten, gewann festere Gestalt. Er eröffnete sich dem Freiherrn, ging ihn um Fürsprache und Unterstützung an und glaubte in dem theilnehmenden Blick und in dem stummen Händedruck Dalberg's die feste Gewährschaft des erbetenen Beistandes

erhalten zu haben. In diesem Sinne schrieb er, unpäßlich nach Stuttgart zurückgekehrt, wiederholt an den Freiherrn und unterbreitete demselben einen Plan, vermittelst dessen es gelingen könnte, sein Dienstverhältniß zu dem Herzog von Würtemberg friedlich zu lösen. Dalberg sollte, mit Beimischung von Complimenten wie der Herzog sie liebte, an diesen schreiben und sich den Dichter förmlich von ihm erbitten, zunächst nur für einen bestimmten Termin. Allein Schiller mußte bald erfahren, daß er theilnehmenden Blicken und stummen Händedrücken eine viel zu große Bedeutung beigelegt habe. Dalberg war nicht der Helfer, welchen sich Schiller in ihm vorgestellt hatte. Das in den rührendsten Ausdrücken dargelegte Vertrauen des Dichters war dem Freiherrn unbequem. Er gab zwar eine „gnädige" Antwort, aber dabei blieb es. Auch auf einen zweiten, noch dringenderen Brief Schiller's scheint Dalberg entweder gar nicht oder doch nur ausweichend geantwortet zu haben.

Und doch wäre gerade jetzt die Dazwischenkunft eines so einflußreichen Mannes, wie der Reichsfreiherr war, höchst nöthig und erwünscht gewesen, um der ganz peinlich gewordenen Lage Schiller's eine bessere Wendung zu geben. Das Gewitter, welches sich schon seit längerer Zeit drohend über dem jungen Dichter angesammelt hatte, war losgebrochen. Alles drängte zu einer Entscheidung und Schiller konnte mehr und mehr sich überzeugen, daß er dieselbe selbst herbeiführen müsse.

Herzog Karl hatte, wie wir sahen, den Regimentsmedicus bisher gewähren lassen, aber dabei denselben keineswegs aus den Augen verloren. Jetzt bestimmte das Zusammentreffen verschiedener Umstände den Fürsten zu einem Eingreifen, welches erst in seinem Verlaufe aus der gelinderen Tonart in die gewaltsame umschlug. Es ist nur billig, dieses hervorzuheben und überhaupt das Benehmen des Fürsten nicht kurzweg zu verdammen. Karl war im Grunde seines Wesens ein Mann der alten Zeit und die

strebungen und Ausschreitungen einer kraftgenialen Dichterjugend mußten ihn um so widerwärtiger berühren, als er dafür kein Verständniß besaß. Dennoch hatte er, obgleich es von höfischer Seite her sicherlich nicht an Aufreizungen fehlte, unserem Dichter die Räuber hingehen lassen, ja es liegt sogar eine Andeutung vor, welche vermuthen läßt, es habe den Herzog verdrossen, daß Schiller das Stück statt dem Mannheimer nicht lieber dem Stuttgarter Theater zur Aufführung angeboten hatte. Nun waren aber inzwischen von Schiller Gedichte veröffentlicht worden, wie das auf den Tod des Generals Rieger, ferner „der Venuswagen" und „die schlimmen Monarchen", welche — so drückt sich Karoline von Wolzogen in ihrer discreten Weise aus — sammt und sonders „verschiedene Seiten der Existenz des Herzogs verletzten." Nicht nur, fügen wir hinzu, die despotische, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, die pädagogische Seite dieser Existenz. Französischer Geschmack und Poesie waren dem Fürsten Ein- und Dasselbe. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, mußte ihm Schiller's Dichten als ein höchst geschmackloses, ja monströses erscheinen und es konnte doch wohl, auch abgesehen von dem revolutionären Beigeschmack desselben, nicht geduldet werden, daß ein junges Talent, aus *seiner* Akademie hervorgegangen, in *seinen* Diensten stehend, auf diesem falschen Wege fortginge. Der verirrte junge Poet wurde daher zur Audienz bei dem Herzog commandirt und diesmal noch zeigte ihm Karl nicht das strenge Antlitz des unbeschränkten Gebieters, sondern nur das des wohlwollenden Pädagogen. Er verbot seinem Regimentsmedicus keineswegs das Dichten, aber er verwies ihm die Verstöße seiner Gedichte gegen den „guten Geschmack", und um ihn künftig vor solchen zu bewahren, that er, was Czar Nikolaus im 19. Jahrhundert gegenüber von Puschkin that, d. h. er bot sich dem Dichter zum Censor an. Es geschah dies ganz in dem alten väterlich vertraulichen Tone von der Akademie her und Schiller wurde

gerührt. Aber das Gewissen war schon damals seine Muse, er fühlte, daß dieser Censur sich unterwerfen der Poesie entsagen hieße, und so lehnte er den gnädigen Antrag ab, — eine Handlung des Muthes, welcher wir es mit zu verdanken haben, daß wir einen Schiller besitzen.

Der „Trotz" des Regimentsmedicus wurde natürlich ungnädig vermerkt. Doch hielt der Herzog, zu seiner Ehre sei es gesagt, noch an sich, bis er sich durch eine äußere Veranlassung bewogen fühlte, dem jungen Menschen den Meister zu zeigen. Die erste Reise Schiller's nach Mannheim war verheimlicht geblieben, bei der zweiten aber waren Damen mitgewesen und — kurz diese Damen hatten es sich nicht versagen können, das Vergnügen, welches ihnen die in des Dichters Gesellschaft genossene Aufführung der Räuber gemacht, ihren Stuttgarter Freunden und Freundinnen mitzutheilen, — unter dem Siegel des Geheimnisses, versteht sich. Dieses Siegel nahm allmälig so große Dimensionen an, daß nicht nur der General Augé, sondern auch der Herzog selbst erfuhr, der Regimentsmedicus Schiller habe nicht allein mehrere Tage lang seinen Lazarethdienst vernachlässigt, sondern sei auch ohne Urlaub aus seiner Garnison abwesend gewesen und noch dazu im „Ausland"; denn ein gemeinsames Deutschland existirte damals nicht einmal als „geographischer Begriff", obgleich das Gespenst des deutschen Reiches noch offiziell umging. Abermals zum Landesfürsten befohlen, erkannte der Dichter, daß er es nicht mehr mit dem Pädagogarchen der Akademie, sondern mit dem „Karl Herzog" zu thun habe. Er wurde barsch angerunzelt. In seiner keinen Widerspruch duldenden Weise verwies der Fürst dem Regimentsmedicus dessen Benehmen, verbot ihm streng, sich jemals wieder mit dem „Ausland" in Beziehung zu setzen, und befahl ihm schließlich, sofort nach der Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben und sich beim Wachtcommandanten als Arrestant auf vierzehn Tage zu melden.

Dieser Arrest, welchen der Dichter spätestens in der ersten Hälfte Juli's bestanden haben muß, war an und für sich eine mäßige Strafe. Der Herzog übersah nur, daß derartige Hausmittelchen des patriarchalischen Despotismus wohl auf Regimentsmedici, nicht aber auf Poeten wirken können, und vollends auf einen Poeten von Schiller's Schlag! Karl ahnte auch nicht, daß in der trüben Einsamkeit des Arrestlocals die Bitterkeit, wovon Schiller's Seele voll war, statt sich vor dem fürstlichen Machtwort zu demüthigen, vielmehr zu jener Begeisterung des Zornes sich erheben würde, aus welcher der Plan zu der Tragödie „Kabale und Liebe" entsprang, der Plan also zu einer Dichtung, welche den Ausschreitungen der Gewalt im 18. Jahrhundert das furchtbarste Brandmal aufdrücken sollte. Und neben dem dichterischen reifte während der vierzehn Hafttage noch ein anderer Plan im Gemüthe des Arrestanten: es ist Thatsache, daß er die Hauptwache mit dem Entschlusse verließ, einem ihm möglicher Weise drohenden Schubart'schen Schicksal durch die Flucht sich zu entziehen. Daß, so, wie er nun einmal mit dem Herzog stand, seine Befürchtungen keine leeren waren, daß der Fürst völlig entschlossen sei, den Willen seines Unterthans, zwischen welchen und ihn kein wohlwollender Vermittler trat, unbedingt unter den seinigen zu beugen, darüber konnte sich Schiller bald unmöglich mehr täuschen, auch wenn er es gewollt hätte. Eines Tages — — wohl nicht früher als in der zweiten Hälfte des August — erhielt der Regimentsmedicus von seinem Chef den Befehl, sich in Hohenheim zur Audienz bei Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu melden. Ihm ahnte nichts Gutes, um so mehr, da sein Freund Zumsteeg, den sein Beruf als Musiklehrer mit den Kreisen der vornehmen Welt in Berührung brachte, deutliche Winke hatte fallen lassen, daß Etwas gegen ihn im Werke sei. War doch die höfische Welt längst feindselig gegen den kühnen Dichter gestimmt,

welcher Gedanken zu sinnen und zu sagen wagte, vor denen diese Welt sich entsetzte.

Es ist wunderlich, wie die Dinge im menschlichen Leben zusammenhängen. In Hamburg lebte damals ein junger Gelehrter, Wredow geheißen, der einige Jahre in der Familie Salis in Graubünden als Hofmeister verbracht hatte. Er mochte sich dort wohl befunden haben und entrüstete sich daher höchlich über den nachmals vom Dichter getilgten Ausfall, welchen in der dritten Szene des zweiten Acts der Räuber Spiegelberg auf das Graubündnerland that, indem er dasselbe als ein „Spitzbubenklima" und als das „Athen der Gauner" bezeichnete. Natürlich hatte der Dichter keine absichtliche Beleidigung im Sinne gehabt und es ist wahrscheinlich, daß er nicht Graubünden selbst, sondern vielmehr das unter bündnerischer Herrschaft stehende und allerdings übelberufene italische Veltlin unter dem „Spitzbubenklima" verstanden habe; denn Razmann entgegnet an der bezeichneten Stelle dem Spiegelberg, man habe ihm überhaupt ganz Italien gerühmt, nämlich als ein Gauner-Athen. Wredow fühlte sich verpflichtet, als Kämpe für die Ehre Graubündens aufzutreten, und that dies in einem geharnischten, an den Verfasser der Räuber adressirten Artikel, welcher im Dezember 1781 in den Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten erschien. Die betreffende Nummer dieses Blattes gelangte nach Chur und ein gewisser Doctor Amstein beeilte sich, Wredow's Aufsatz in der bündnerischen Wochenschrift „der Sammler" abdrucken zu lassen und mit Glossen zu begleiten, welche giftig sein sollten, aber bloß dumm waren. Der Herausgeber des Sammlers wandte sich außerdem brieflich an Schiller und forderte von demselben einen öffentlichen Widerruf der anstößigen Stelle. Der Dichter ließ die Zuschrift unbeantwortet, denn in seinen damaligen Bedrängnissen mochte ihm die Sache zu unwichtig vorkommen, um sich damit zu befassen. Darüber sich erbosend, schickte der patriotische Bündner Wredow's und Amstein's

Aufsätze an einen Bekannten in Würtemberg, den Garteninspector Walter in Ludwigsburg, damit in Sachen weiter verfahren werde. Dieser Walter war gerade der Mann dazu, aus der Bagatelle ein Unheil zu machen. Warum er sich zum Denuncianten gegen Schiller hergab, hat die novellistische Mythenbildnerei verschiedenartig zu erklären versucht; aber alle diese Erklärungen sind unstichhaltig und so müssen wir einfach annehmen, der Herr Garteninspector sei einer jener Menschen gewesen, deren angeborene Gemeinheit durch ihre Stellung zu jener bedientenhaften Bosheit und Tücke ausgebildet wird, welche sich mit besonderer Vorliebe gegen die Träger nichtpatentirter Vorzüge kehrt. Walter legte also die Anklageschriften Wredow's und Amstein's dem Herzog vor und blies damit den schon von anderer Seite her gegen den Dichter gereizten Zorn des Fürsten zur hellen Flamme an.

Eines heißen Sommertags stieg der Regimentsmedicus die nach Hohenheim führende Straße hinauf, zu der Audienz bei seinem Landesherrn, welche seine letzte sein sollte. Es war ihm schwül und bang genug ums Herz, denn das kürzlich Erlebte ließ ihn errathen, was kommen würde. Er ging durch den Park, aber schwerlich hat ihm die damals hier bunt zusammengehäufte Herrlichkeit von römischen Häusern, gothischen Tempeln, ägyptischen Säulenhallen, türkischen Moscheen und künstlichen Burgruinen viel Interesse abgewonnen. Als er endlich vor dem Herzog stand, sagte ihm schon dessen Miene, daß Alles verloren sei. Wir besitzen leider keinen detaillirten urkundlichen Bericht über diese Audienz, aber die Phantasie kann sich die schmerzliche Demüthigung, welche Schiller zu dieser Stunde erfuhr, unschwer vorstellen. Er mußte den Sturm über sich ergehen lassen, widerstandslos, denn die Stimmung des Fürsten, welcher den ehemaligen Zögling seiner Akademie jetzt als einen ausgemachten Unruhstifter betrachtete, war eine unnahbare. Mit der ganzen Härte und Herbigkeit des Gebieters, welche ihm zu Gebote stand, trat Karl

zu dem jungen Mann heran, rückte ihm alle angeblichen oder wirklichen Verfehlungen vor, überschüttete ihn mit Vorwürfen und schleuderte ihm endlich das drohende Wort zu: „Jetzt geh' Er, und ich sag' Ihm, Er läßt ins Künftige keine anderen, durchaus keine anderen Schriften mehr drucken als medizinische! Hat Er mich verstanden? Ich sag' Ihm, Er schreibt keine Komödie mehr, bei Cassation und Festungsstrafe!"

Betäubt von diesem Keulenschlag, trat der arme Dichter den Rückweg an. Wie muß es, als er sich von dem ersten lähmenden Eindruck erholt hatte, in ihm gestürmt haben! Sollte er, konnte er, dem Befehl des Herzogs gemäß, der Poesie entsagen? Nein! Seine Bestimmung, seine Zukunft, sein Eigenstes und Bestes der Willkür opfern? Nein! Also fort von hier — es muß sein! Aber während ihm diese Nothwendigkeit in ihrer ganzen Klarheit und Schärfe vor die Seele trat, sah er auf seinem Wege, da, wo dieser von dem Degerlocher Plateau gegen Stuttgart zu abfällt, links ob den Wäldern die Kuppel der Solitude herüberdunkeln. Er wollte die Eltern verlassen, die Heimat fliehen? Wie würde der Vater stumm sich grämen, wie würden Mutter und Schwester weinen! Und wußte er, was es hieße, heimatlos zu sein? Nein, denn, ach, das kann man nur erfahren, nicht ahnen. Aber was ragte dort rechts über der in der Abendsonne glänzenden Hochebene von Ludwigsburg für ein finsterer Schatten? ... Hohenasperg! ... War es nicht genug, daß schon ein Dichterherz dort hinter Eisengittern sich verzehrte? Wie, sollte auch er, gleich dem unglücklichen Schubart, dort „erzogen" werden bis zu jenem Grade von Selbstverlorenheit, wo das Opfer „mürbe" genug geworden, seinen Verderber in Prologen und sonstigen Festreimen anzuschmeicheln? Niemals! Mußte es doch selbst der zärtlichen Mutter tröstlicher sein, den geliebten Sohn als irrenden Wanderer denn als Gefangenen zu wissen. Sein Entschluß war gefaßt. Als ein Mann, der seine Partie ergrif-

fen, schritt er die Weinsteige hinab, und als er beim Vorübergehen am Ochsen daselbst die Freunde vorfand, verbrachte er, wie uns Petersen berichtet, in heiterer Gelassenheit den Abend mit ihnen.

Unter dem Gesichtspunkt der staatsbürgerlichen Rechte von heute kann man die Frage aufwerfen, warum denn Schiller, statt zu einem gewaltsamen Schritte sich zu entschließen, nicht lieber einfach um seinen Abschied eingekommen sei. Allein dies hieße die Sachlage ganz verkennen. Herzog Karl war gewohnt, sich als den unbedingten Herrn seiner Unterthanen zu betrachten, und außerdem hatten sich ja Schiller's Eltern bei dessen Aufnahme in die Akademie förmlich verpflichten müssen (s. Kap. 5), daß ihr Sohn sich den Diensten des Fürsten widmen würde. Eine Bitte des Regimentsmedicus um Entlassung hätte daher schon an und für sich den Herzog sicherlich höchlich erzürnt, unter den jetzigen Umständen aber mußte sie bei dem Fürsten nur einen jener Ausbrüche seines Jähzorns hervorrufen, von denen die Rieger, Moser, Schubart und so viele Andere erzählen konnten. Dennoch versuchte der Dichter, wohl hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Eltern, noch ein Mittel gütlicher Ausgleichung. Am 1. September setzte er sich hin und entwarf ein Schreiben an den Herzog, in welchem er in bescheidenster Weise um die „gnädigste Erlaubniß" bat, „ferner literarische Schriften bekannt machen zu dürfen," ja sogar zu dem Zugeständniß sich herbeiließ, „alle künftigen Producte einer scharfen Censur unterwerfen zu wollen." Vorschriftsgemäß ließ er dann durch seinen Chef bei dem Herzog um die Erlaubniß nachsuchen, diese Bittschrift einreichen zu dürfen. Aber nicht nur wurde diese Erlaubniß barsch verweigert, sondern auch ließ Karl dem Dichter „bei Strafe des Arrests" verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Die Lawine der Ungnade war also in unaufhaltsamem Rollen und Schiller hatte keine Lust, sich von ihr fassen und erdrücken zu lassen.

Er erkannte, daß nicht viel Zeit zu verlieren sei, die beschlossene Flucht ins Werk zu setzen. Nach einem Freunde, dem er sich ganz anvertrauen konnte, brauchte er nicht lange umzusehen. Da war ja der ehrliche, treue Streicher, der sich nicht nur herzlich erbot, die nöthigen Vorbereitungen treffen zu helfen, sondern auch, den Freund zu begleiten. Der junge Musiker hatte schon lange die Absicht gehegt, nach Hamburg zu gehen, um sich dort bei dem berühmten K. Ph. E. Bach, einem Sohne des großen Johann Sebastian, in seiner Kunst zu vervollkommnen. Jetzt wollte er die Ausführung dieses Vorhabens beschleunigen und so wollten die beiden Freunde Stuttgart mitsammen den Rücken kehren. Auch seine Schwester Christophine weihte der Dichter in den Fluchtplan ein und es mußte ihn freuen, daß das starkmuthige, leidenschaftlich an dem Bruder hängende Mädchen seine Beweggründe verstand und seine Absicht billigte. Einmal so weit, wandte sich der Dichter mit energischem Willen von seinen Sorgen und Kümmernissen ab und mit ganzer Kraft seiner Arbeit am Fiesco zu, welchen er fertig mitnehmen wollte, um in Mannheim, wohin die Flucht gehen sollte, sogleich durch eine neue dichterische Schöpfung sich legitimiren zu können.

Die Wahl eines günstigen Zeitpunkts zur Ausführung des unwiderruflich Beschlossenen war nicht schwer; denn ein glücklicher Zufall kam hiebei dem Dichter zu Hülfe. Der Hof erwartete hohen Besuch, den Bruder des Herzogs, Friedrich Eugen, nebst dessen Gemahlin und Tochter Maria, welche von ihrem Gemahl, dem russischen Großfürsten und nachmaligem Czaren Paul, begleitet war. Noch einmal erwachte im Herzog Karl die ganze Festlust seiner üppigen Vergangenheit. Er wollte dem Gemahl seiner Nichte zeigen, welche Gastfreundschaft ein Herzog von Würtemberg dem Sohn und Thronfolger Katharina's der „Großen" zu erweisen vermöge. Fürwahr, in diesen Tagen hatte Karl mehr zu thun, als auf einen Trotzkopf von armseligem

Regimentsmedicus zu achten, und der Regimentsmedicus seinerseits zauderte nicht, bei Gelegenheit der Hoffeste ebenfalls ein Fest zu feiern, — das der Befreiung. Seine Zurüstungen waren freilich nicht so umständlich wie die des Herzogs, der Alles in Bewegung setzte, um die alte Glanzzeit noch einmal heraufzubeschwören. Stuttgart, dessen Häuser neu herausgeputzt, dessen Straßen gereinigt und theilweise neu gepflastert wurden, Ludwigsburg, die Solitude und Hohenheim sollten die Schauplätze der Feste sein. Am 15. September trafen der Prinz und der Großfürst mit ihren Damen ein und die herzoglichen Schlösser füllten sich mit vornehmen Gästen, denn 22 fürstliche, 59 gräfliche Personen und 351 einfache Von's hatten der Einladung des Herzogs entsprochen. Außer diesen hatte die Schaulust noch eine Menge von Fremden herbeigezogen. Die Reihenfolge der Bankette, Jagden, Concerte, Bälle, Opern, Feuerwerke und anderer Kurzweil begann und währte vom 15. bis zum 28. September.

Unter den eingetroffenen Fremden befanden sich auch zwei Mannheimer Bekannte Schiller's, der Freiherr von Dalberg und die Frau des Regisseurs Meyer, eine geborene Stuttgarterin. Der Dichter besuchte den Baron, ohne ihn jedoch von seinem Vorhaben Etwas merken zu lassen. Theils wollte er sich keiner Einrede gegen seinen Entschluß aussetzen, theils trug er sich trotz der mit Dalberg bereits gemachten Erfahrung noch immer mit der Illusion, wenn er nur erst in Mannheim wäre, würde ihm der Freiherr schon hülfreich entgegenkommen, und vielleicht insgeheim überzeugt, daß das nur eine Selbsttäuschung sei, mochte er sich jetzt um so weniger darin stören lassen. Auch durch die Frau Meyer nicht, die, offen, wahrhaftig und dem Dichter herzlich befreundet, wie sie war, Schiller's auf Dalberg gesetzte Hoffnungen leicht hätte als nichtige aufzeigen können; denn sie kannte die Charakterschwäche des Freiherrn und wußte, daß hinter den

glatten und zuthunlichen Redensarten desselben nicht selten nur eine vornehme Herzenskälte sich barg. Aber der Dichter ging auch gegen Frau Meyer nicht offen mit der Sprache heraus, obgleich ein Gang nach der Solitude, wohin er mit Freund Andreas die Freundin begleitete, hiezu eine günstige Gelegenheit geboten hätte.

Der klare, milde Herbsttag, an welchem die Drei über den Rücken der Feuerbacher Haide, dann durch das reizende Thälchen von Bodnang und von da den Waldsteig zur Solitude hinauf gingen, war wohl einer der schmerzlichsten Tage in Schiller's Leben. Es galt, Abschied zu nehmen. Frau Elisabeth empfing die Gäste mit gewohnter Herzlichkeit, allein Streicher bemerkte, daß die Gute ihre Unruhe vergeblich zu bemeistern suchte und daß ihr das Wort versagte, so oft sie den Sohn ansah. Schwester Christophine hatte der Mutter nicht verschweigen dürfen, daß der Fritz fliehen wolle, müsse. Zum Glück kam bald der Herr Hauptmann herein und machte der peinlichen Situation dadurch ein Ende, daß er lebhaft von den außerordentlichen Vorbereitungen erzählte, welche zu einer großen, auf den 17. September angesetzten Festlichkeit gerade jetzt im Gange waren. Das Hauptstück des Festes sollte eine große Jagd abgeben. Aus vielen Revieren des Landes waren an 6000 Hirsche in die Wälder der Solitude zusammengetrieben worden und wurden hier durch eine Kette von Bauern am Durchbrechen verhindert. Diese ungeheure Menge edlen Wildes war bestimmt, am Tage der Festinjagd eine steile Anhöhe hinaufgescheucht und gezwungen zu werden, sich von der Hügelhalde hinab und in den Bärensee zu stürzen, um dort von einem eigens zu diesem Zwecke erbauten prächtigen Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit Bequemlichkeit erlegt zu werden. Nach beendigter Jagd sollte dann in dem Kuppelsaal des Schlosses ein Bankett und nach Einbruch der Nacht eine glänzende Illumination der Gärten statthaben.

Während der Vater — welchem der Sohn, abgesehen von anderen Motiven, seinen Fluchtplan schon deßhalb verhehlte, damit Herr Johann Kaspar nöthigen Falls dem Herzog sein Ehrenwort als Offizier geben könnte, daß er von der Sache Nichts gewußt hätte — in diesen Schilderungen sich erging, fand Frau Elisabeth Gelegenheit, mit ihrem Fritz unvermerkt sich zu entfernen. Nach Verlauf einer Stunde — ach, es muß eine herzzerreißende gewesen sein! kehrte der Dichter mit gerötheten Augen zur Gesellschaft zurück, aber ohne die Mutter, welche ihr verweintes Gesicht nicht sehen lassen wollte, um bei ihrem Gatten keinen Verdacht zu erregen. Auf dem Rückweg nach Stuttgart war Schiller ernst und traurig und nur allmälig vermochte ihn die zerstreuende Unterhaltung seiner Begleiter wieder zu einiger Munterkeit zu bringen.

Am Morgen des 17. Septembers, an dem zur Flucht des Dichters bestimmten Tage, ging eine kleine Völkerwanderung aus den Thoren Stuttgarts den Hasenberg hinauf. Alles, was abkommen konnte, enteilte der Stadt, um die Herrlichkeiten auf der Solitude mitanzusehen. Der gute Andreas aber lief geschäftig zwischen der Wohnung seiner Mutter und dem Parterrezimmer auf dem Kleinen Graben hin und her, um die Habseligkeiten Schiller's nach der ersteren zu schaffen. Um 8 Uhr Morgens kam der Dichter von seinem letzten Gang ins Lazareth zurück und sollte nun ans Einpacken gehen; aber bei diesem Geschäfte fielen ihm Klopstock's Oden in die Hände und eine Lieblingsode fesselte sein Interesse so, daß er alles Andere darüber vergaß und sich daran machte, ein Seitenstück zu dichten. So traf Streicher den Freund und brachte ihn mit Mühe aus der Welt der Ideale in die der Wirklichkeit zurück. Endlich, gegen Abend zu, war Alles geordnet. Um 9 Uhr kam der Dichter in Streicher's Wohnung, wohin der Hauderer bestellt war, mit ein Paar alter Pistolen unter dem Rock. Die eine dieser Waffen

hatte wirklich noch einen ganzen Hahn, daß aber, erzählt Streicher, „beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst.“ Der Regimentsmedicus entpuppte sich, d. h. er zog die verhaßte Uniform aus und das bereitgehaltene bürgerliche Kleid an. Dann wurden die zwei bescheidenen Koffer der Freunde nebst dem kleinen Clavier Streicher's auf den vor dem Hause haltenden Wagen gepackt und endlich musterte man noch die Reisekasse. Ach, sie war dürftig genug bestellt. Schiller's Baarschaft betrug 23 und die des guten Andreas 28 Gulden. Von den Thränen und Segenswünschen der Mutter Streicher's begleitet, stiegen die Freunde in den Wagen und der Hauderer lenkte das Gefährt dem Eßlinger Thore zu, welches zum Austritt aus der Stadt gewählt worden war, weil es das „dunkelste“ und weil ein bewährtester Freund Schiller's — wahrscheinlich Scharffenstein — heute dort die Wachtmannschaft commandirte. Als der Wagen unter der Thorwölbung angekommen war, rief der auf Posten stehende Soldat sein: „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!“ Der Corporal kam und fragte in den Wagenschlag hinein: „Wer sind die Herren? Wohin?“ — „Doctor Ritter und Doctor Wolf, nach Eßlingen reisend,“ gab Streicher mit nicht ganz fester Stimme zur Antwort. — „Passirt!“ Das Thor wurde geöffnet. Schiller suchte vergebens hinter dem offenstehenden, aber dunkeln Fenster der Offizierswachtstube die Gestalt des befreundeten Lieutenants zu erspähen, der, wenn es Scharffenstein war, dem fliehenden Freunde gewiß die herzlichsten Wünsche nachsandte.

Nachdem die Flüchtlinge das Thor hinter sich hatten, athmeten sie auf, hielten sich aber stille, bis sie in einem großen Bogen nach linkshin die Stadt umfahren hatten, um die Ludwigsburger Straße zu gewinnen. Langsam ging es die Galgensteige hinauf, auf deren Höhe 1738 der Jud Süß in einem

eisernen Käfig ein schreckliches Ende genommen hatte. Jetzt erst kam zwischen den Freunden das Gespräch in Gang, aber der ruhige Verlauf desselben wurde bald durch einen heftigen Affect unterbrochen. Als der Wagen das Dorf Zuffenhausen passirt hatte, sahen die Reisenden den Himmel über dem Waldhang zur Linken in rother Glut stehen. Es war der Widerschein der festlichen Illumination auf der Solitude. Weiter auf der Straße vorgerückt, kamen sie in gleiche Linie mit dem Lustschloß, welches, wie in ein Feuermeer gebettet, auf die Ebene herableuchtete. Die Helle war so groß, die Nachtluft so rein, daß der Dichter, im Wagen sich aufrichtend, dem Gefährten mit dem Finger die elterliche Wohnung zeigen konnte. Aber da schnürte ihm der Gedanke, daß mitten in dem Festglanz da droben das treueste Mutterherz in einsamer Sorge um den Sohn sich härme, plötzlich die Brust zusammen und mit dem halbunterdrückten Schmerzensruf: „O, meine Mutter!“ sank er in den Wagen zurück.

Anmerkungen.

1) Durch alle Werke Schiller's — äußerte am 18. Januar 1827 Göthe gegen Eckermann — geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Daß nun diese physische Freiheit Schiller in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag theils in der Natur seines Geistes, größerntheils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militär-Schule hatte leiden müssen. Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

2) Es hatte ein sehr seltsames Ansehen — bemerkt Nicolai (Reise durch Deutschland i. J. 1781, X, 64) — wenn beim Mittagessen die Zöglinge ganz ernsthaft, in zwei Colonnen, die Adeligen zur Rechten und die Bürgerlichen zur Linken, in den Speisesaal hinein defilirten, ohne das Geringste von der Freude zu bezeugen, die Jünglingen beim Anblick der Speisen so natürlich ist. Sehr seltsam sah es aus, daß sie mit Rechtsum und Linksum Front gegen den Tisch machten und aufs Commando zum Beten mit klatschendem Laute alle Hände sich zum Gebete falteten, daß nach beendigtem Gebete und entfalteten Händen jeder nach dem Tempo seinen Stuhl ergriff und ihn mit so schnellem und egalem Geräusche rückte und sich darauf setzte, als wenn ein Bataillon das Gewehr abfeuert; ja ich glaube fast, sie fuhren auch nach dem Tempo mit dem Löffel in die Suppe. — Da Nicolai die Art des Betens in der Akademie erwähnt, so will ich daran noch eine Notiz reihen. Jeden Sonntag wurden die Akademisten zum Gottesdienst in die Akademiekirche commandirt, aber weiter wurde zur Weckung und Förderung des religiösen Sinnes Nichts gethan. Auch die Religion wurde in der Akademie, wie so vieles Andere, rein äußerlich und mechanisch behandelt. Man lese nur in der „Beschreibung

der hohen Karlsschule" (1783) die Vorschrift über Verrichtung des Tischgebetes: — „Hierauf wird die commandirte ganze Wendung gegen die zwischen den Hauptthüren des Speisesaals befindliche Kanzel gemacht, auf welcher das für die Akademie besonders verfaßte Morgen- und Abendgebet von dem Aufseher und das sowohl vor als nach dem Essen darauf folgende Vaterunser von den Zöglingen der dritten und vierten bürgerlichen Abtheilung, die hierin, wie die Aufseher, von Tag zu Tag abwechseln, mit lauter Stimme gebetet und von der ganzen Schule mit aufgehobenen Händen und einer feierlichen Stille nachgebetet wird; worauf sich alle nach einer neuen Wendung zu Tische setzen und essen."

3) Auf schwere Vergehen gegen die Disziplin und Subordination waren Stockprügel gesetzt. Die gewöhnliche Strafe war jedoch das „Caviren", d. h. der Straffällige mußte beim Abendessen vor seinem umgekehrten Teller stehen und zusehen, während die Anderen aßen. Eines Tages, als Herzog Karl nach Gewohnheit Strafurtheile sprechen wollte, begegnete ihm ein wunderlichstes Abenteuer. Der General Ludwig von Wolzogen — (er trat 1781 in die Karlsschule, während seine beiden älteren Brüder Wilhelm, nachmals der Schwager Schiller's, und Karl Akademiegenossen unseres Dichters waren) — erzählt (Memoiren des preußischen Generals der Infanterie Freiherr Ludwig v. Wolzogen, S. 4) diese beste aller in der Anstalt passirten zahllosen Schnurren so: — „Der Herzog hatte die Einrichtung getroffen, daß jeder Eleve, wenn er etwas peccirt hatte, sich von seinem Classenlehrer einen Zettel geben lassen mußte, worauf sein Vergehen verzeichnet stand. Diesen Zettel hatte der Unglückliche dann selbst dem Herzoge zu überreichen, um von ihm persönlich seine Strafe entgegenzunehmen. Nun war aber damals gerade ein junger durchtriebener Graf Nassau auf der Schule, dem die Zettel immer schockweise zufielen. Eines Freitags, da der Herzog am Arm seiner Maitresse, der Gräfin Franziska von Hohenheim, die Schule inspicirte und ihm Graf Nassau ein ganzes Körbchen solcher Strafzettel überreichte, fragte ihn der Erstere zornig: „Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog und ich Graf Nassau wäre, was würde Er dann mit mir anfangen?" Ohne sich im mindesten zu besinnen, ergriff Nassau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und erwiderte: „Ew. Durchlaucht, das würd' ich thun und sagen: komm, Franzel, laß den dummen Jungen stehen!" Der Herzog, frappirt von der Geistesgegenwart und Unverschämtheit des Schuldigen, hielt es fürs Beste, die Geschichte scherzhaft zu nehmen, und erließ ihm noch obendrein alle Strafe."

4) Wolzogen meldet S. 4 seiner Memoiren, wie er selbst einmal dem Herzog bei einer Prüfung in der Mathematik ein ganz ungeheuerliches X für ein U vorgemalt habe, worüber dem Classenlehrer die Haare zu

Berge standen und seine Mitschüler fast vor Lachen platzten, der Fürst aber in seiner Unkenntniß so entzückt war, daß er den Kecken der Classe als Muster vorstellte.

5) Von Karlsruhe aus schrieb Göthe am 20. Dezember 1779 an Frau von Stein: — „In Stuttgart haben wir den Feierlichkeiten des Jahrestages der Militär-Akademie beigewohnt; der Herzog war äußerst galant gegen den unsrigen und ohne das Incognito zu brechen, — (Karl August reiste nämlich unter dem Namen eines Barons von Wedel) — hat er ihm die möglichste Aufmerksamkeit erwiesen. Uns Andere hat er auch sehr artig behandelt.“ Hieran ist natürlich nicht zu zweifeln, aber ebensowenig daran, daß die Artigkeit des Herzogs gegen Göthe nur eine äußerliche Höflichkeit war. Die ganze Richtung des Dichters mußte dem entschieden französischen Geschmack Karl's zuwider sein und ohne Zweifel war ihm auch das vertraute Verhältniß des Herzogs von Weimar zu dem Frankfurter Bürgerssohn insgeheim höchst fatal. Ich finde diese Ansicht durch einen von Strauß (Schubart's Leben I, 436 fg.) mitgetheilten Brief der Gattin Schubart's an Miller (dat. 16. Dezember 1779) bestätigt, worin die arme Frau sagt, die „Ankunft des großen Mannes Göthe“ habe sie auf den Gedanken gebracht, denselben anzugehen, daß er für den unglücklichen Gefangenen auf dem Asperg ein Fürwort bei dem Herzog einlege; allein sie mußte es unterlassen, denn — fährt sie fort — „denken Sie, eine schwarze Seele hat Gelegenheit gefunden, unsern Fürsten gegen den großen Mann einzunehmen, daß Er sogar einigen von seinen Gelehrten verbot, mit Ihm auszugehen, ich darf nicht mehr sagen, das übrige können Sie selbst denken.“

6) In diesem Brief des trefflichen Fürsten standen die schönen Worte: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei mir finden.“

7) Der Klopstockscultus war damals im Norden und Süden Deutschlands weit verbreitet, wurde aber nicht immer ungestraft geübt, namentlich in Mecklenburg nicht. Voß schrieb unterm 15. Dezember 1775 an seine Braut Ernestine: „Hab' ich Dir schon Biester's Schicksal erzählt? Er war Conrector in Bützow und feierte diesen Sommer Klopstock's Geburtstag auf dem Lande. Unter Anderm mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen. Dies ward bekannt, man hatt' ihn in Verdacht des Heidenthums und nahm ihm sein Amt.“ — In Süddeutschland war insbesondere Schubart ein enthusiastischer Missionär der Klopstock'schen Dichtung. In seiner Selbstbiographie (II, 39 fg.) erzählt er, wie er während seines Aufenthalts in Augsburg öffentliche Lesestunden veranstaltete. Er las unter Anderm auch Klopstock's Messias

vor und „der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neüen Gesang vermehrten sich meine Zuhörer; der Messias wurde reißend aufgekauft; man saß in feierlicher Stille um meinen Lehnstuhl her; Menschengefühle erwachten, sowie sie der Geist des Dichters weckte. Man schauerte, weinte, staunte und ich sah's mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß."

8) Voß schreibt unterm 4. Juni 1794 aus Weimar an seine Frau: „Vorgestern Nachmittag kamen wir an und wurden mit Freude und Liebe empfangen. Wieland hat beim ersten Anblick Etwas, das Kälte scheinen kann; aber nur einige Unterredungen und er ist lauter Wärme. Nach Tische waren wir einige Stunden allein auf Wieland's Arbeitszimmer und er war äußerst angenehm. Er verlangte die Geschichte der Verbrennung seines Bildes. Ich erzählte sie in lustigem Tone und Wieland lachte herzlich."

9) Die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Komödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft als dieses Stück Shakspeare's ist. — Niemand, der je etwas Vernünftigeres gelesen, kann an Shakspeare Belieben tragen. Sein Julius Cäsar hat so viel Niederträchtiges an sich, daß ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann. Gottsched's Beiträge zur krit. Hist. d. deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, VII, 516; VIII, 143.

10) Worte, welche der Hauptfigur in „Sturm und Drang" in den Mund gelegt sind. Der Mann heißt Wild und ist mit seinen zwei gleichgearteten Freunden La Feu und Blasius nach Amerika gegangen, um da Kriegsdienste zu nehmen. Das ganze Stück bewegt sich in tollen Sprüngen. So auch die Redeweise der Personen. Wild sagt z. B. nach der Ankunft in Amerika unter Anderm: „Heida, nun einmal in Tumult und Lärmen, daß die Sinnen herumfahren wie Dachfahnen beim Sturm. Das wilde Geräusch hat mir schon so viel Wohlsein entgegengebrüllt, daß mir's wirklich anfängt ein wenig besser zu werden. Tolles Herz, ha tobe und spanne dich aus, labe dich im Wirrwarr! . . . . Bin Alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Rast. Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, da kann meine Seele sich ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann!"

11) Von der Leidenschaft, womit damals die Briefwechselei betrieben

wurde, können wir uns heutzutage, wo selbst die Liebesbriefe mehr oder weniger nur noch Geschäftsbriefe sind, kaum eine Vorstellung machen. Da wurde allerdings viel Papier und Dinte unnöthig vernutzt, aber es ist darum doch nicht weniger zu bezweifeln, ob das 19. Jahrhundert dem 20. einen so gehaltvollen Briefschatz vermachen werde, wie wir aus dem 18. einen überkommen haben.

12) Unterm 27. Aug. 1774 schrieb Fritz Jacobi an Wieland: — „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Göthe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Göthe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Sohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt." Diese Erkennung und Anerkennung des Dämonischen in Göthe erinnert uns daran, daß der greise Dichter am 24. März 1829 zu Eckermann sagte: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe."

13) In Schwaben und in der Schweiz fiel besonders die Sucht der Stolberge auf, an der nächsten besten Stelle bei hellem Tage nackt zu baden, was in der Zeit der Pattenwesten und Reifröcke selbst den Bauern zu griechisch vorkam. Von der bekannten in und an der Sihl hinter Zürich vorgefallenen Stolberg'schen Badgeschichte gibt Voß in einem Briefe aus Wandsbeck (15. Dezember 1775) an Ernestine Boie folgende Version: — „In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen schaarenweise hinzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander, die nackten Menschen im Wasser müßten wohl Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle. Man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da der Priester anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopf unters Wasser tauchen. Im Bodensee hatte man sie gar festnehmen wollen."

14) Dieser jüngere Einsiedel, der Lieutenant, hatte mit der „kleinen Werther", der Frau des Freiherrn von Werther, ein Abenteuer, dessen Schluß namentlich einen Fingerzeig gibt, daß man, wie wir noch mehrfach bemerken werden, in der Sturm- und Drangzeit mit den ehelichen Verhältnissen genialisch leicht genug umsprang. Die kleine Werther

hatte sich in den genannten Herrn von Einsiedel verliebt, stellte sich krank, fingirte sogar den Tod, ließ statt ihrer eine Puppe begraben und ging mit ihrem Liebhaber durch nach — Tunis, wo der tapfere Krieger Gold und Diamanten zu suchen beabsichtigte. Statt derselben fand das phantastische Paar in Afrika natürlich nur bittere Noth und fand es daher bald gerathen, heimzukehren. Der Freiherr verzieh seiner Frau diese „Geniereise" und lebte wieder mit ihr. — Die Personalien der Weimarer Geniezeit finden sich gut zusammengestellt in Wachsmuth's „Weimars Musenhof", Diezmann's „Göthe und die lustige Zeit in Weimar" und Schöll's „Karl-August-Büchlein".

15) Unter den zahlreichen Zügen, welche uns von der reinmenschlichen Liebenswürdigkeit Karl August's überliefert sind, kommt nach meinem Gefühle besonders den zwei folgenden eine charakteristische Bedeutung zu. Als der Weimarer Hof 1803 das neu erbaute Schloß bezog, wurde ein patriarchalisches Fest gefeiert. Die Herrschaften kamen auf ihrem Umgang in der neuen Residenz auch zur Küche und da kam eine alte häßliche Scheuerfrau heraus und fiel in ihrem scheuerfraulichen Entzücken dem Herzog ohne Umstände um den Hals und küßte ihn. — In Schöll's Karl-August-Büchlein S. 165 finde ich folgende, von dem Verfasser mit Recht „Größe in der Güte" überschriebene Anekdote. Der Herzog ließ einmal, als ihm ein schönes Pferd verendet war, die Section unter seinen Augen machen. Wie es gethan war, gab er dem Jäger einen Laubthaler für den Scharfrichterknecht. Diesen Knecht wollte der Jäger nach dem allgemeinen Vorurtheil nicht berühren und legte ihm den Thaler auf den Karren. Der Herzog drehte sich herum: „Albernheit!" nahm den Thaler: „Da, Landsmann, ein Trinkgeld von mir." Durchlaucht, sagte der Knecht zugreifend, ich bin ein sehr armer Mensch, aber d e r Laubthaler wird nicht klein gemacht; er bleibt in meiner Familie.

16) Beim Tode von Göthe's Vater schrieb Karl August: „Der Alte ist nun abgestrichen und die Mutter kann endlich Luft schöpfen." Als der Minister Göthe in alten Tagen einmal im devotest-umständlichsten Kanzleistyl um einen kurzen Urlaub bat, schrieb der Fürst an den Rand der Eingabe: „Kneife aus!" Am 28. August 1827 führte Karl August den König Ludwig von Baiern, welcher dem Dichter seinen Hausorden persönlich überreichen wollte, bei Göthe ein. Dieser erbat in strengster Förmlichkeit die Erlaubniß seines Fürsten zum Tragen des Ordens, worauf Karl August lachend sagte: „Alter Kerl, mach' doch kein dummes Zeug!"

17) Ich erachte mich nicht berechtigt, diesen urkundlichen Verstoß gegen die Grammatik zu verbessern.

18) „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt — schrieb er in

einem vom 15. Januar 1780 datirten Brief — aber ich darf es sagen: Die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht mehr auf die Welt und der Tag meines Abschiedes aus der Akademie, der vor wenigen Jahren ein freudevoller Festtag würde gewesen sein, wird mir kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich im Jahr gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünsche ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode geizig sein. So aber gehört es meiner Mutter und drei'n ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und der Vater fängt an graue Haare zu bekommen."

19) Unter Petersen's Papieren hat sich ein Zettel erhalten, welchen Schiller eines Abends im Ochsen zurückließ, als er die Freunde vergeblich dort gesucht hatte. Er lautet ganz kraftgenialisch: — „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heute? Hol euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn ihr mich haben wollt. Adies. Schiller."

20) Jean Paul hat treffend bemerkt: „Herder und Schiller wollten Beide in der Jugend zu Wundärzten sich bilden. Aber das Schicksal sagte: Nein! Es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die tiefern! und Beide schrieben."

Inhalt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.